Allgemeine

Deutsche Volks-Bibliothek.

Dritter Jahrgang.

Sechster Band.

Ernst Will;

oder:

Das Leben in der Gemeinde zu Streckmannsdorf.

Dem Volke zum Nutz und Frommen erzählt

von

K. F. W. Wander.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Allgemeine

Deutsche Volks-Bibliothek.

Dritter Jahrgang.

Sechster Band.

Ernst Will;

oder:

Das Leben in der Gemeinde zu Strebmannsdorf.

Dem Volke zum Nutz und Frommen erzählt

von

K. F. W. Wander.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Ernst Will,

oder:

Das Leben in der Gemeinde zu Strebmannsdorf.

Dem Volke zum Nutz und Frommen erzählt

von

K. F. W. Wander.

Motto: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Allgemeine
Deutsche Volks-Bibliothek.

Erster Jahrgang.

Erster Band.

Vater Will

oder:

Das Leben in der Gemeinde zu Strebmannsdorf.

Dem Volke zum Nutz und Frommen erzählt

von

K. F. W. Wander.

Ernst Will;

oder:

Das Leben in der Gemeinde zu Strebmannsdorf.

Von

K. F. W. Wander.

Erstes Kapitel.

Ernst Will's Geburt.

In einem meist von Webern und Spinnern bewohnten und daher armen Gebirgsdorfe lebte Wilhelm Will, seinem Berufe nach ein Weber. Er war ein redlicher Mann, aber von Kummer und Sorge niedergedrückt, obgleich noch in den besten Jahren. Sein Beruf ward von Jahr zu Jahr undankbarer und wurde, weil Mittel und Kenntniß zu jedem andern Erwerbswege fehlten, mehr aus Gewohnheit fortbetrieben. Sein einziger Reichthum waren seine Kinder, die aber seine Lage, so lieb sie ihm sonst waren, nur drückender machten. Wenn die Mahlzeit kam, so kamen alle hungrig zu Tische; und nur selten konnte die gute Mutter sie sättigen „mit Wohlgefallen."

Sie hatte einen wohlhabenden Bruder, der ihr von Zeit zu Zeit ein Pfund Kaffee schenkte. Davon wurden täglich ein Paar Bohnen zu gebranntem Roggen, den die älteren Kinder im Sommer, ährenlesend, gesammelt, oder zu Eicheln, die man geschnitten und gebrannt, gethan und eine Flüssigkeit gekocht, die bräunlich aussah, und die man, weil doch Alles einen Namen haben muß, Kaffee hieß. Man genoß ihn zum Frühstück, zuweilen auch Abends, wenn das Mehl zu einer stärkenden Suppe

fehlte, was in der Theuerung sehr oft der Fall war. Brod und Kartoffeln wurden sehr spärlich zugemessen; und die Mutter mußte oft eine Thräne unterdrücken, wenn der ältere Karl noch um einige Kartoffeln bat, oder das dreijährige Lieschen die Händchen nach einem Schnittchen Brod ausstreckte, denn sie konnte ihnen nichts geben. Sie wußte oft genug nicht, ob sie zur nächsten Mahlzeit überhaupt etwas zu essen würde bieten können. Unter dem Druck dieser täglichen Nahrungssorgen, mit denen sie sich schlafen legte, mit denen sie erwachte, sah sie der Vermehrung ihrer Familie entgegen, die jede Stunde erfolgen konnte.

„Wir müssen Geld haben,“ sagte sie zu ihrem Sorgengefährten. „Versuch' es doch noch einmal mit dem Webe zu Markt zu gehen; vielleicht bist Du heut so glücklich, es zu verkaufen.“

„Aber, liebe Lene, Du weißt ja, daß ich es schon drei Mal in die Stadt getragen habe und daß ich nur Gebote bekommen habe, die noch nicht meine Garnpreise decken. Soll ich denn so viel Tage ganz umsonst gearbeitet haben?“

„Du hast recht, Wilhelm; was bleibt uns aber übrig, als es um jeden Preis zu verkaufen? Die Kinder hungern; es fehlt uns an Holz; ich selbst werde bald fremde Hilfe bedürfen.“

Ohne ein Wort zu sagen, zog sich Will an, hing sich seinen Marktsack mit dem Webe um und ging zu Markte, weil er von der Wahrheit dessen, was sein Weib ihm vorgestellt, lebendig überzeugt worden war. Fürwahr, ein schwerer Gang! Mit halb leerem Magen — ein Teller dünne Schwarzmehlsuppe war sein Mittagstisch gewesen — wanderte er, in dürftigem Anzuge nur wenig gegen die Strenge des Winters geschützt, in die Stadt, immer hin und her denkend, an welchen Kaufmann er sich wohl wende. Halb erfroren kam er an und versuchte sogleich, ob ihm das Schicksal günstig sein werde. Ein Paar Kaufleute, das war ihm nicht entgangen, hat-

ten starken Zudrang; er ging darum weiter und bot einem andern sein Webe an, ihn dringend bittend, es zu kaufen.

„Ich kaufe nicht," donnerte ihm dieser entgegen, „ich habe solchen Dreck genug daliegen."

„Aber, lieber Herr," bat flehentlich W., „erbarmen Sie sich über mich, mein Weib, meine Kinder — — —"

„Schert Euch zum Teufel mit Eurer Waare. Ich kann nicht allen Hunden Schuhe machen. Glaubt Ihr denn, daß ich Geld sch— — kann?"

Ein guter Anfang, dachte Will, suchte so rasch als möglich die Treppe, um wenigstens auf eigenen Füßen hinunter zu kommen. Jede wiederholte Bitte würde bei diesem Kaufherrn, den die ganze Gegend den „Ochsen" hieß, und dessen Ausdrucksformen von einer Derbheit waren, daß sie sich nicht gut schriftlich wieder geben lassen, nicht nur vergeblich gewesen sein, sondern ihn auch rascher befördert haben, als er es für seine Gliedmaßen wünschen konnte.

Wirst zum Kaufmann B. gehen, dachte Will, vielleicht hat er Erbarmen, wobei er freilich zu erwägen vergaß, daß die Kaufleute nicht aus Erbarmen kaufen, sondern um zu gewinnen. Denn darauf ist der Handel gegründet. Aber auch B. wies ihn ab, doch in freundlich belehrender Weise.

Will's Hoffnung sank immer tiefer; und sein Muth, neue Versuche zu wagen, konnte nur durch den Gedanken an seine häuslichen Zustände und die flehentlichen Bitten seiner Gattin angeregt werden. Er hatte noch mehr als Eine Probe zu bestehen. Endlich gab ihm der Kaufmann F. ein Gebot. Es überstieg um etwa 15 Silbergroschen den Garnpreis, aber schon dieser Gedanke verklärte sein Auge. Nur noch 5 Silbergroschen Zulage bat er, aber vergeblich. Ja oder Nein, antwortete der Kaufmann kurz. Und W. gab sein Webe hin, im Herzen glücklich, daß er noch so viel erhalten habe. Seine Freude wurde aber noch Etwas getrübt, denn er erhielt den Betrag in Dukaten, wobei er auch an jedem Stück einen Verlust von

mindestens 1 Silbergroschen hatte, als er sie in Silbergeld umsetzte.

Es gab eine andere Zeit, wo ein Weber, nachdem er seine Waare, um die sich die Kaufleute rissen, abgesetzt hatte, mit einem Freunde eine Flasche Wein trinken konnte. Jetzt bleibt den armen Webern nur das Wasser der Quelle, etwa mit einigen Thränen vermischt.

Will machte sich auf den Rückweg, ohne etwas Warmes genossen zu haben, eine trockene Brodrinde, die er zu Hause eingesteckt hatte, unterweges als Mittagsmahl verzehrend.

Tausend Gedanken und Sorgen gingen ihm quälend durch den Kopf. Wie soll es weiter werden? Wie wird es zu Hause stehen? Diese und andre Fragen stiegen in ihm wiederholentlich auf, ohne daß er sie zu beantworten vermochte.

Der Tag neigte sich seinem Ende. Es fing schon an zu dämmern, als er an die Marken seines Dorfs trat. Immer schwerer wurde ihm zu Muthe, je näher er seiner Hütte kam. Kaum erblickte er sie, so war auch er schon erblickt worden. Sein ältester Knabe kam ihm entgegengesprungen. „Vater, Vater,“ rief er, „denke nur, wir haben einen kleinen Bruder! Aber die Mutter ist krank.“

Will wußte nicht, sollte er sich freuen, oder in einen lauten Klageruf ausbrechen. Karl unterbrach ihn freundlich, indem er sagte, „komm Vater, ich will Dich zur Mutter führen, die wird Dir das kleine Brüderchen zeigen.“ Will ging klopfenden Herzens in das dunkle Sorgenstübchen und bot seiner Lene einen guten Abend. „Ich bin glücklich gewesen,“ sprach er; „dem Himmel Dank! Es wird wieder gehen. Aengstige Dich nicht, gutes Weib. Der liebe Gott wird sorgen, der uns das Knäblein gegeben hat.“ Das sagte er aber nur, um sie zu beruhigen.

Zweites Kapitel.

Ernst Will's erste Erziehung.

Wilhelm Will war der Sohn eines Bauern. Sein Weib hatte als Magd bei dessen Aeltern gedient. Beide waren daher von kräftiger Gesundheit, als sie sich von ihrem Ersparten und geringem Erbgut das Häuschen im Dorfe kauften, um ihr Brod mit Weberei zu verdienen. Will hatte schon als Knabe das Wirken (Weben) gelernt, und Jahre lang die Hausleinewand selbst gewebt; und Lene war die Tochter eines Webers, der sich in früherer Zeit in einem gewissen Wohlstande befunden. Mehr als ein mäßiges Auskommen hatte sie sich mit ihrem Wilhelm, den sie sehr liebte, nicht gewünscht. Und so war denn, weil beide etwas zuzusetzen vermochten, das Hauswesen mit den schönsten Hoffnungen begonnen worden. Die Weberei sank mehr und mehr; und so mußte immer Eins nach dem Andern von dem, was ihnen glücklichere Verhältnisse gewährt hatten, zum Opfer gebracht werden. Und es wurde gern gebracht, weil man immer auf bessere Zeit hoffte. Denn die Weber und Spinner eines Dorfes sind nicht so gut unterrichtet, um aus der Weltgeschichte zu wissen, daß wenn neue Kräfte mit zu wirken anfangen, gar manche von den frühern Zuständen und Einrichtungen Aenderungen erleiden müssen. Wenig oder gar nicht wollen die Spinner und Weber begreifen, daß die Blüthenzeit ihres Gewerkes in früherer Weise nie mehr wiederkehren kann. Dennoch, kommt die Zeit, wo gefragt wird: Was soll aus dem Kindlein werden? so antwortet der Vater oder die Mutter: Es muß entweder spinnen, oder die Weberei erlernen. Wird darauf entgegnet: Aber es wird damit ja nichts verdient; so antwortet der Vater oder die Mutter: „Mein Vater

hat gewebt, mein Großvater hat gewebt, mein Urgroßvater war ein Weber, und alle haben gelebt; warum sollte es denn nun auf einmal alle sein! Leinwand wird man immer brauchen, also müssen auch stets Spinner und Weber sein." Man denkt nicht daran, daß Eine Maschine mehr spinnt als hundert Menschen, und daß die Menschen nicht blos zum Spinnen auf der Welt sind.

Bei Will war dies nun etwas anders. Er war erst in die Weberei hineingekommen, hatte früher eine andere Lebensweise kennen gelernt, und wußte, daß man nicht auf der Welt ist, um in Hunger und Elend seine Tage zu verleben. Er hatte daher schon mehr als einmal zu seiner Gattin gesagt:

„Na, Lene, das sag' ich, von unsern Kindern soll keins der Weberei oder gar der Spinnerei sich ergeben. Mögen sie beides lernen, aber sie sollen es hier nicht als Lebensberuf treiben. Es wird doch wohl noch andere Arbeit geben, die Welt ist ja groß."

„Du hast recht, Wilhelm," sagte sie dann. „Die Jungen mögen ein Handwerk lernen, in die Fremde gehen, und sich dort einen Platz aussuchen, wo man seinen Bissen Brod nicht so kümmerlich erwerben darf, und wo man ihn ohne Thränen essen kann."

Weil nun beide damit einverstanden waren, so quälten sie ihre Kinder nicht in dem Maße, wie es sonst im Dorfe geschah, mit Spinnen und Spulen.

„Wir wollen," sagte Will zu seinem trefflichen Weibe, „selber eine Stunde länger arbeiten, und ein Bißchen weniger essen, damit unsere Kinder wenigstens nicht elend am Spinn- und Spulrade werden." Und Lene war damit einverstanden. Das ihm eben erst geschenkte Söhnlein, in Verbindung mit den neulich gemachten Verkaufserfahrungen in der Stadt, gab Veranlassung, diese Ansicht wiederholt auszusprechen, und ihren gefaßten Entschluß gegenseitig zu bekräftigen. „Der Junge soll kein Weber werden," sagte er zu seiner Lene, deren kräftige

Natur ihr in wenigen Tagen gestattete, das Lager zu verlassen. „Wenn nur erst," fügte sie hinzu, „recht viele Aeltern diesen Entschluß faßten, es würde bald weniger Elend in unsern Weberdörfern herrschen!"

Der Knabe wurde bald getauft und erhielt den Namen Ernst. Denn heiter und freundlich war der Tag seiner Eltern nicht, an dem er geboren worden. Er sollte aber auch „Ernst" heißen, weil die Eltern wünschten, er solle sich mit Ernst ein neues, besseres Lebensverhältniß erstreben.

Von dem Erlös aus dem Verkauf des Webes wurde das Taufen und alle durch die Ankunft des kleinen Erdenbürgers entstandenen Kosten bestritten. Es war nun nicht mehr so viel übrig, um Garn zu neuer Arbeit einzukaufen. Was nun? Lene seufzte: „Was wird aus den Kindern werden, wenn die letzten Pfennige verzehrt sind. Sollen wir sie betteln schicken? O nein, das ertrag ich nicht!"

„So lange," sagte Wilhelm, „als ich noch einen Arm rühren kann, wird es nicht geschehen Auch sollen sie so viel als möglich sich in freier Luft bewegen, damit sie einen gesunden Körper bekommen und ihre Jugend genießen. Wer weiß, was auf sie wartet! Mir ist ein Gedanke gekommen. Wir wollen von jetzt an für Lohn weben. Freilich verdienen wir auch nicht viel; aber, wenn wir fleißig sind, wissen wir doch, was wir erhalten und wir bekommen es ausgezahlt. Diesen Augenblick will ich mich auf den Weg machen."

Er ging und erreichte seinen Zweck. So weit es die Pflege der Kinder gestattete, half auch Lene und die größern Kinder spulten und waren auf andere Weise beschäftigt.

Ein Prozeß, der noch in Betreff des väterlichen Bauerngutes geschwebt hatte, ward in dieser Zeit für Will günstig entschieden; und er bekam noch eine kleine Summe heraus, für die er aber sogleich einen an seinem Hause gelegenen Ackerfleck nebst kleiner Wiese kaufte.

Es war ein Freudentag für die Familie, als dies geschah. Die Eltern freuten sich, daß sie nun mehr für ihre Kinder thun konnten, die Kinder, als sie sahen, daß es nun ihren Eltern besser ging.

Jetzt bekam Will auf seinen Acker wenigstens so viel Geld geliehen, daß er eine Kuh kaufen konnte, die sich allmählig selbst bezahlen sollte, wie die Frau ihrem Manne versicherte.

„Sieh, Wilhelm," sagte sie zu ihm, „ich denke so. Wir haben bisher fast stets trocken Brod gegessen. Wenn wir jetzt auch nur zuweilen und spärlich Butter auf's Brod streichen, so werden wir schon denken, es ist Sonn- oder Feiertag. Ich will wöchentlich im Durchschnitt 2 Pfund Butter verkaufen, jährlich 100 Pfund, macht wöchentlich 7½ Sgr.; folglich ist unsere Kuh, die 24 Thlr. kostet, wenn's gut geht, in einem Jahre bezahlt. Wir haben dann immer noch für's Haus Milch, Buttermilch, Quark und Käse."

Will freute sich über den guten Gedanken seiner Lene und lobte sie; und sie herzte ihre gesunden Kinder, die ihr nun noch einmal so lieb waren.

Will's Häuschen stand an einer kleinen Anhöhe. Unten floß der Dorfbach, welcher mit Bäumen und Gesträuch bepflanzt war, vorbei. Vor der Thür stand eine alte große Linde in der Ecke eines Gärtchens, in dem man etwas Sallat oder anderes Gemüse zog. An der einen Seite lag die kleine, erst erworbene Wiese, durch die von einem nahen Höhenzuge ein kleines Bächlein wenigstens während einiger Monate des Jahres floß. Hinter dem Hause, über die Höhe hinaus, auf der einige Granitblöcke zusammengeworfen waren, lag das kleine Feld. Der Ertrag desselben reichte durchaus nicht hin, eine Familie zu ernähren, aber er gewährte einen guten Zuschuß in den Tagen der Noth. Will war deshalb stets fleißig am Webstuhl und eben so seine Lene, wenn ihr die Besorgung des Hauswesens und die Pflege der Kinder eine Stunde übrig ließen. Das kleine Feld ward in einzelnen

Stunden, zur Erholung von der einförmigen Beschäftigung am Webstuhle, bestellt.

So war denn das Leben in dem Will'schen Hause jetzt ein freundlicheres, wenn auch immer noch bald hier bald da die Noth und die Sorge anklopften. Vor allen wurde darauf Rücksicht genommen, daß die Kinder recht gesund blieben. Will war in seinen Kinderjahren fast stets im Freien gewesen, hatte sich im Hofe und Garten bewegt, und meinte, wenn er noch einigen Lebensmuth besitze, wenn er noch kräftig und nicht eine solche Jammergestalt sei, wie die meisten Weber des Orts; so habe er dies seiner Jugend zu danken.

Unter diesen Erziehungsansichten wuchsen die Kinder heran; und auch der kleine Ernst gedieh vortrefflich, besonders, da er mehr Milch erhielt als seine älteren Geschwister, welche sich mit der „braunen Tunke," die man Kaffee nannte, hatten behelfen müssen. Bald sprang er im Sommer mit im Garten herum, watete im Dorfbach dem Fischer nach, oder machte sich im nahen Furt kleine Teiche. Als er größer wurde, kletterte er wol auch auf Bäume, so daß seine ältern Brüder, die er beide an Muth und Keckheit übertraf, ihn oft warnten. „Ernst, Ernst," schrien sie wol, „Du wirst ein Unglück haben; ich sag's dem Vater!!" Aber, wer sich nicht daran kehrte, war Ernst.

Während nun die meisten Kinder des Dorfes, besonders die der Spinner und Weber, mattäugig, bleichwangig und ohne Lebenslust, leichenartige Gestalten, herumwandelten, zum Theil schlichen, waren Will's Kinder, trotz der ärmlichen Kost und der spärlichen Haushaltung, stets gesund und Lebenslust leuchtete aus ihren Augen. Die Nachbarn wunderten sich wol darüber; aber sie waren bereits so durch das Weberelend zu Grunde gerichtet, daß sie den Gedanken, ihre Kinder für einen andern Beruf als den des Webstuhls und Spinnschemels zu erziehen, nicht zu fassen, noch viel weniger auszuführen vermochten. Und doch kann das Weberelend und die

Spinnernoth nicht eher aufhören, als bis man die Jugend einem andern Berufe zuweiset.

Ein oder der andere Nachbar hielt sich wohl auch über die Erziehung, welche die Will'schen Eheleute ihren Kindern gaben, auf. Ihnen gegenüber wohnte ein anderer Weber, Matting mit Namen.

Einmal traf dieser den Will im Garten und fing ein Gespräch mit ihm an.

„Guten Abend, Nachbar Will, wie geht's? Ich sehe wohl, Ihr seid munter."

„Das bin ich, Nachbar Matting, wie steht's in Euerem Hause? Weib und Kinder alle gesund?"

„Schlecht, schlecht geht's, lieber Will, keine Nahrung, kein Verdienst und dazu Krankheit. Die Kinder liegen und können nicht spulen. Und soll man noch Leute zum Spulen halten, dann bleibt Einem vollends nichts. Wenn aber auch die Kinder gesund sind, spulen sie mit Widerwillen. Der große Junge verzieht's Gesicht, wenn er wirken*) soll. Und doch müssen die Kinder dazu angehalten werden, damit sie bei Zeiten eine gewisse Fertigkeit erwerben. Denn je weniger man verdient, desto fleißiger muß man sein. Nehmt mir's nicht übel, Nachbar, ich wundere mich eigentlich über Euch, daß Ihr Euere Kinder nicht mehr anhaltet, Euch zu helfen, selbst der kleine Ernst könnte schon spulen. Mein Gottlieb war noch nicht so alt, als er schon täglich seine bestimmte „Zahl" aufbekam und nicht eher in's Bett durfte, bis er fertig war."

„Ihr habt Recht, Matting, und ich auch. Ihr wollt Weber aus Euern Kindern machen und ich —"

„Und Ihr?" fiel M. ihm in's Wort.

„Und ich, — Alles in der Welt, nur keine Weber!"

„Aber ich bitte Euch, Will, keine Weber! Sind nicht unsre Väter Weber gewesen, unsere Großväter und Urgroßväter?"

„Mag sein, die waren es, weil sie ihr gutes Aus-

*) Schles. Ausdruck für weben.

kommen dabei fanden; sollen wir aber unsere Kinder zum Erhungern erziehen, weil unsere Väter Weber gewesen sind, oder gesponnen haben?"

„Aber Will, was sollen sie denn werden, wenn sie keine Weber werden?"

„Zuerst gesunde, kräftige Menschen; das Uebrige wird sich finden. Die Kinder aber, die in der engen Stube am Spinnrade verdümpeln, aus denen kann später nichts weiter werden, als elende Weber, wie wir deren sind."

Matting sah seinen Nachbar groß an, und der Mund blieb ihm offen. Nach einer Weile kam er wieder zu sich und sagte:

„Nun begreif ich wol, warum Ihr Eure Kinder, besonders die Jungen, so viel haußen herumlaufen laßt. Solltet Ihr ihnen aber doch nicht zu viel Freiheit gestatten? Der Kleine ist besonders eine lose Blüthe; mit den andern macht sich's."

Als sie noch so sprachen, kam der Karl gesprungen und rief: „Vater, Ernst ist draußen auf einen Baum geklettert und hat sich beim Herunterspringen — er wäre bald gefallen — die Hosen ganz zerrissen!"

„Hat er sich beschädigt?"

„Nein, er ist fuchsmunter und schießt auf der Wiese in den zerrissenen Hosen Burzelbäume und will sich halbtodt lachen, wenn die Lappen um die nackten Beine herumflattern."

Will legte wenig Gewicht darauf. „'s ist gut, Karl, geh und frage die Mutter, ob sie was zu thun hat für Dich."

„Da seht Ihr," sagte Matting. „Konnte der Junge nicht Hals und Bein brechen? Und ist es nicht auch schade um die Hosen?"

„Allerdings, Nachbar, k o n n t e er einen Arm, oder ein anderes Glied brechen, aber er hat keins gebrochen; und darüber freue ich mich. Meine Lene wird ihm die Hosen zunähen und damit ist's abgemacht. Es ist mir lieber, er zerreißt mir zehn Paar Hosen, als daß er mir

drin in dem engen Nest verknurpst. Die Leinwand mach' ich selber und in der Stadt gilt sie doch nicht viel; meine Lene näht die Hosen selber zusammen; aber die Gesundheit können wir beide nicht machen. Arm und Bein können sie aber auch in der Stube brechen. Und so ein durchsichtiges Weberbürschel wird auf dem ebenen Wege eher ein Bein brechen, als ein kräftiger Junge, der von einem Baume fällt."

Matting schüttelte oft den Kopf. „Na," sagte er, indem er sich zum Zuhausegehen umbog, „ich will sehen, was aus Euern Jungen werden wird."

„Die Sache ist kein Geheimniß, Nachbar, Ihr könnt's erfahren, so viel ich selber davon weiß. Bis zum 14. Jahre sollen die Kinder bei mir sein, und ich will darauf sehen, daß sie gesund und gut bleiben, dann mögen sie in die Welt hinaus. Die beiden Mädel müssen dienen, die Jungen ein Handwerk oder irgend einen andern Beruf erlernen. Sind die Lehrjahre überstanden, so schnallen sie ihr Bündel und reisen. Wo sie nun einen Punkt auf der Erde finden, sei es in Deutschland, Nordamerika, oder Australien, wo sie glauben, ihr Fortkommen zu finden, da lassen sie sich nieder. Müssen denn unsere Kinder ihre Jahre in diesem Jammerdorfe unter Noth und Sorge verleben, weil wir sie so verleben?"

„Gute Nacht, Nachbar," sagte Matting und ging mit Zeichen der Verwunderung und des Zweifels zu Hause.

Drittes Kapitel.

Ernst Will's Schuljahre.

Wir haben jetzt dem geneigten Leser erzählt, wie unser Ernst seine ersten Lebensjahre verlebt und wie er sich körperlich ausgebildet hat. Die Zeit kam heran, daß er

die Schule besuchen sollte, oder sie war vielmehr schon längst gekommen; denn Ernst zählte schon gegen sieben Jahr, als er noch zu Hause herum sprang, während das Gesetz den Schulbesuch schon mit dem sechsten Lebensjahre fordert.

Aber erstens hatte Ernst selber keine Lust; denn, was er von seinen Geschwistern über das Schulleben hörte, weckte gerade seine Sehnsucht darnach nicht. Und der Vater, da er sah, wie wenig für die ältesten Kinder geschah, war eben auch nicht eilig damit. Den Lehrer des Orts hatte er, da derselbe, wie leider noch fast überall, auf Schulgeld angewiesen war, in Betreff seiner Forderung befriedigt, so war Ernst bisher mit dem Schulbesuch verschont geblieben. Es mag ja genug Orte geben, wo weniger darauf ankommt, daß die Kinder acht Jahre die Schule besuchen, als darauf, daß das Schulgeld acht Jahr bezahlt werde.

Ernst hatte nichts verloren, aber viel gewonnen. Gewonnen: ein schönes Lebensjahr, das er ohne die Sachen, mit denen kleine Kinder noch hie und da — (bloß hie und da?) — gequält werden, hatte genießen können. Und jetzt war, wenn er nun doch die Kur gebrauchen mußte, sein Körper und Geist bedeutend kräftiger und fähiger, dieselbe auszuhalten.

Die Schule ist, oder vielmehr soll sein, eine Heilsanstalt für jede Gemeinde. Daß sie dies hier nicht war, werden die Leser bereits gemerkt haben. Die Schule war, wie das Dorf, und das Dorf wie die Schule. Beide saßen im Elende; hier geistiges, dort physisches; und, weil physisches, darum auch geistiges! Beide bedurften einen Heiland, und Ein Heiland konnte beiden helfen. Aber, wo war er? Oft wandelt der Heiland bereits unter uns, aber wir sehen ihn nicht. Sehnsüchtig und ohnmächtig blicken wir gen Himmel und erwarten von dort Hilfe, anstatt uns auf die eigene Kraft zu verlassen. Gott hilft denen, die sich selbst helfen. Und wer sich in seinem eigenen Hause beschneien läßt, deß — will sich

Gott nicht erbarmen. Die Schule war in einem kleinen, unangemessenen Hause. Die reichen Weber hatten keinen Kindertempel gegründet, die armen konnten nicht. Unfreundlich wie das Gebäude war die Umgebung. Eine düstere Schulstube empfing die nothgebeugte Jugend des Dorfes. Und der Lehrer hätte sich eher zu einem Schafhirten, als zu einem Jugendbildner geeignet. Aber er war einmal Schulmeister des Orts und mußte es bleiben. Auch gingen die meisten Familienväter mit ihren Ansprüchen nicht über seine Leistungen hinaus. Er besorgte als Küster das Taufwasser, fischte sich die Kupferpfennige heraus, nachdem er vorher die Gevatterbriefe geschrieben und getragen, sang zum Begräbniß und drang gewaltig durch; denn er hatte eine kräftige Baßstimme, die weit und breit berühmt war und verschrieben wurde. Ich will den geneigten Leser aber nicht in längerer Schilderung seiner kirchlichen und anderweitigen Wirksamkeit ermüden. Es ist ja auch zuletzt für die Bildung des künftigen Geschlechts gleich, wer die Gevatterbriefe schreibt und die Begräbnißlieder schreit. Wir wollen mit unserm Ernst in die Schule gehen.

Der erste Schultag war schon längst vorher bestimmt und besprochen worden. Am grünen Donnerstage hatte der Pathe etwas Honig geschickt, um den Kindern eine Schnitte damit zu bestreichen. Die Mutter hatte ihn vorsorglich aufgehoben, für Ernst's ersten Schultag; und die Kinder, wenn sie nach des Pathen Honig fragten, stets darauf vertröstet. Auf diese Weise wurde der Tag herbei gesehnt und mit Ungeduld erwartet.

Und er kam endlich. Es war ein schöner Frühlingstag, an dem dieser erste wichtige Gang gemacht werden sollte. Während sonst Ernst früh einige Stunden am Spulrade beschäftigt war — denn seine Eltern hielten ihn auch zur Thätigkeit an, aber das Spulrad war nur eine Beschäftigung, kein erwerbender Arbeitsplatz — hatte man ihm an diesem Tage früh erlaubt, in's Freie zu gehen. Es war in den Tagen der ersten Maiblumen, und

er hatte sich auf den Rain am Wiesengrunde gesetzt und machte Ketten aus den Blumenstengeln.

Es war ungefähr halb zehn Uhr, als die Mutter ihn rief: „Ernst komm', ich habe Dir Deine Honigschnitte geschmiert.“ „Honigschnitte!“ Das war ein angenehmer, längst ersehnter Klang.

Schleunig verließ Ernst die noch gepflückten Blumen, nahm seine Kette an den Arm und sprang zur Mutter. „Komm, komm Ernstchen, ich werde Dich waschen und in die Schule zurecht machen, dann bekommst Du auch Deine Schnitte.“ Ernst ließ die Mutter gewähren um — der Honigschnitte willen. Diese waren endlich erlangt und mit namenlosem Appetit verzehrt. Es war die erste. Der erste Eintritt der Kinder in die Schule sollte eigentlich nicht im Frühling, sondern an einem rauhen Herbsttage erfolgen. Es ist eine sehr schwere, ich möchte fast sagen unnatürliche Forderung, die kleinen Kinder, welche den ganzen Winter in der engen Stube geschmachtet haben und doch so glücklich sind, wenn sie im Freien spielen können, von der blumigen Wiese abzurufen, wo sie mit Vögeln und Käfern und Blumen plaudern, um sie in die düstre Schulstube zu führen, wo sie sitzen sollen wie Maschinen, und statt der muntern Vögel und blühenden Blumen nichts vor sich haben, als todte Buchstaben. Wenn aber Felder und Bäume kahl sind, und der kalte Nordwind die Kleinen in die enge Stube treibt, dann würden sie in dem Leben der Schule eher noch einen Genuß finden, wie ihn die bessern Schulen den Kindern, so weit dies möglich ist, gewähren.

Ernst konnte davon nicht reden. Seine Mutter ging mit ihm in das nicht allzu entfernte Schulhaus und übergab ihn dem Lehrer, indem sie demselben ein Paar ersparte „Milchgröschel“ mit der Bitte in die Hand drückte, sie dem kleinen „A-B-C-schützen“ beim Nachhausegehen zu schenken.

Es traten eine Menge neuer Schüler ein, unter denen indeß nur wenige waren, die Ernst näher kannte, weil die Aeltern ihm zwar gestatteten, sich im Freien zu bewegen, aber ihm streng untersagten, sich vom väterlichen Boden zu entfernen.

Der erste Tag verging, ohne daß viel für die Wissenschaft geschah. Es war mehr ein Tag der Unterhaltung; und der Reiz der Neuheit wirkte auf Ernst nicht unangenehm. Manches gefiel ihm; und besonders freute er sich, als er beim Nachhausegehen ein Geldstück empfing. Er sah den „Schulmeister" beinah so freundlich, wie seine Mutter an, und fühlte das Bedürfniß, ihm gut zu werden, da er bisher keine sonderliche Zuneigung zu ihm empfunden hatte.

Den folgenden Tag ging er allein und gern. Der Leseunterricht begann. Der Lehrer befolgte eine eigene Methode, nämlich diejenige unter dem halben oder ganzen Schock der vorhandenen Methoden, bei der die Kinder am spätesten und schlechtesten lesen lernen und am meisten gequält werden. Er buchstabirte nicht, denn er wollte ja für einen „neumodischen" Lehrer gelten. Er lautirte nicht, weil er es nicht verstand. Kurz sein Leseunterricht war ein Mischmasch von allen Methoden, indem er von jeder das Schlechteste genommen und sich eine eigene gemacht hatte, bei der nur sehr fähige Kinder, nachdem man sie acht Jahr gequält, einigermaßen zu lesen im Stande waren.

Die Leute im Dorfe wunderten sich wohl zuweilen, daß ihre Kinder so schlecht läsen, und einige meinten, das liege am Kantor, der mehr Korn= oder Kartoffelgeist im Kopfe habe, als andern. Da meinten aber Andere: Freilich könnte er manchmal eins weniger trinken, aber das Ende war stets: „Fihr ins, ihs a gutt!"

Und für eine Gemeinde, die im „Quarge" sitzen bleiben wollte, konnte es keinen bessern geben. Denn er hielt seine Stunden ab, wußte von der Welt nur das, was in der biblischen Geschichte oder zuweilen im Wochen=

blatte stand, oder was er mitunter im Kretscham hörte, wo er mit Männern von gleicher Wackerheit bis in die Nacht ein „Spielchen" machte, wie ers nannte.

Es gab in der Umgegend einige recht tüchtige Lehrer, die sich in ihrem Berufe fortbildeten. Den Umgang mit diesen floh er wie die Pest.

Daß der muntere und geistig befähigte Ernst unter solcher Leitung keine sonderlich ersprießliche Bildung erhalten konnte, versteht sich von selbst; allein ein guter Keim kommt auch wohl in schlechtem Boden fort, während aus einem „Holzapfel auch im Paradiesgärtlein keine Ananas" wird.

Den zweiten Schultag fing der Leseunterricht an. Die Buchstaben wurden an einer großen Tafel vorgeführt, aber weder nach ihren Namen, noch nach ihren Lauten. Es war so ein Mittelding. So wurde fortgefahren und eine Tafel so lange eingeübt, bis die Kinder die Sylben und Wörter auswendig wußten. Als die Zahl der Wandtafeln durchgenommen war, kam das erste Lesebuch an die Reihe, mit dem es eben so getrieben wurde, so daß die Kinder jede neue Seite, so weit sie nicht bekannte Wörter oder Sylben enthielt, auch wieder von Neuem lernen mußten. In einer Reihe von Jahren waren denn wohl die Kinder so weit, daß sie, ungewöhnliche Wörter ausgenommen, bei denen auch die bessern anstießen, lesen konnten. Die Kapitel zum Examen waren vorher unendliche Mal gelesen worden, und das ging dann wie „geschmiert."

Ernst lernte mehr von seiner Mutter und durch seinen eigenen Verstand lesen, so daß der Schulmeister sich selber über ihn verwunderte. Mit dem Schreiben stand es in der Schule etwas besser. Desto mehr lag jeder andere Unterricht darnieder. Ueber das Lesen will ich nur noch bemerken, daß die Kinder, sobald sie nur einige Sätze zu stottern vermochten, was freilich selten unter ein Paar Jahren geschah, als Lesebuch die Bibel erhielten. Man las täglich wenigstens Eine Stunde, oft, wenn Herr

Fertig, so hieß der Schulmeister, besonders biblisch gesinnt war, d. h. nicht Lust hatte, etwas Anderes zu machen, auch noch länger. So brachte er die lästige Zeit weg. Von den Realien, d. h. Kenntniß der Erde, der Natur und der Geschichte, kamen einige meist irrige Notizen vor, die Herr Fertig in der sogenannten deutschen Sprachstunde aus einem alten Buche den Kindern diktirte, und die sie auswendig lernen mußten.

Am traurigsten stand es aber mit dem Unterricht der Kleinen und in der Religion. Herr Fertig war ein so elender Schulmann und seine Schule war so schlecht, daß er sich nur dadurch halten konnte, daß er viel vom „Christenthum," „Frömmigkeit und Glauben" redete, und die Ansicht, wo sich nur eine Gelegenheit dazu fand, aussprach, daß alles Wissen nichts tauge, nur der Glaube gebe dem Menschen den Werth. Und wie er selbst mehr glaubte als wußte, auch so viel einsah, daß das Glauben viel bequemer als das Wissen sei; so hielt er auch bei seinen Schülern außerordentlich viel auf das Glauben. Man konnte annehmen, daß seine Schüler alles dasjenige, was sie von ihm empfingen, glaubten, denn in der Unwissenheit waren sie unübertrefflich. Sogenannter „weltlicher Kram" kam auch in seiner Schule nicht viel vor. Die meiste Zeit wurde dem „biblischen Christenthum" gewidmet, das darin bestand, daß der lutherische kleine Katechismus alle Tage acht Jahre hindurch ganz oder theilweis hergesagt wurde. Es ward dies so betrieben, daß er täglich einige Bibelsprüche, versteht sich unerklärt und unverstanden „auswendig" lernen und hersagen ließ, eben so gute „Kernlieder" aus dem Gesangbuche, dann die Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln, dann wurden biblische Geschichten erzählt, die auch meist auswendig gelernt wurden.

Wenn es dann zum Examen kam, so ging das wie ein Blitz- und Hagelwetter. Und der Herr Pastor, welcher die Schule revidirte, ein Mann, der zwar vom Schul-

wesen so wenig verstand, wie Herr Fertig von der Kunst, aus altem Eisen Gold zu machen, der aber äußerst „gläubig" war, freute sich gar sehr über den „biblischen Geist," wie er das Unwesen nannte, welcher in der Schule herrschte. „Ich weiß es schon aus einer vieljährigen Erfahrung," sprach er, „in Herrn Fertig's Schule geht es, daß es pragelt, wenn man nach Liederversen und Bibelsprüchen fragt." Und es pragelte auch in der That. Herr Fertig legte aber einen ungeheuern Werth auf das Urtheil; denn er wußte, daß nun wieder ein günstiger Bericht an die Behörde abging, und er konnte ruhig seinen „Korn" trinken und sein „Spielchen" machen; Alles auf „biblischem Grunde."

Die wenigsten Aeltern besuchten zwar die Schulprüfung, aber die, welche zugegen waren, dachten, die Schule muß doch nicht so schlecht sein, wie man sagt; der Herr Pastor muß es doch wissen.

„Ja 's hat sich wol!" Zu einer guten Schule gehört mehr, als ein pragelndes Hagelwetter von Bibelsprüchen, das, wenn es losbricht, die Ohren der Zuhörer betäubt.

In dieser Schule ist unser Ernst. Er war erst einige Wochen hinein gegangen, als er schon Bibelsprüche lernen sollte, die er nicht verstand. Seine Aeltern waren durch ihren Beruf viel zu sehr gebunden, als daß sie sich mit ihm hätten viel beschäftigen können. So war er ebenfalls, wenn sie auch beide ganz verständige Leute waren, durchaus nicht geradezu angeleitet worden, bei Allem, was ihm unverständlich war, zu fragen; aber es lag in seiner Natur. Und wenn er bei seinem Vater war, während dieser gegen Abend im Gärtchen grub, oder auf der Wiese mähete; so fragte er bald nach Diesem, bald nach Jenem, und der Vater unterhielt sich mit ihm. Eben so verfuhr die Mutter. So etwas kam nun allerdings in der Schule des Herrn Fertig nicht vor. Nur er hatte und übte das Recht zu fragen. Seine Schüler durften blos antworten, d. h. meist „Ja" oder „Nein" sagen,

„auswendig" lernen, es herschreien und — „glauben." Von den Fragen der Kinder war Herr Fertig ein entschiedener Gegner. „'s taugt nichts," sagte er, „sie werden naseweis, und das Ei will dann klüger sein als die Henne." — Bei ihm war allerdings Gefahr, daß die Küchlein, die sich um ihn scharten, klüger piepen konnten, als ihr Meister.

Ernst war schon einige Zeit in die Schule des Herrn Fertig gegangen, als er eines Tages zu Hause kam und hastig zu seiner Mutter lief. „Denke nur Mutter, der Schulmeister hat gesagt, Du sollst nicht andere Götter haben neben mir! Und das sollen wir auswendig lernen. Ist denn Herr Fertig ein Gott?"

Die Mutter sagte lachend: „Ernst, Du hast den Lehrer mißverstanden. So ist dies nicht gemeint. Das heißt, Du sollst neben Gott, dem himmlischen Vater, keine andere Götter haben."

„— Aber, Mutter," antwortete Ernst, etwas verletzt, „was denkt denn Herr Fertig von mir? Wie kann ich denn andere Götter haben? Wo soll ich sie denn hernehmen? Kann man denn andere Götter haben? Giebt es noch einen Gott außer dem, der die Sonne scheinen und die schönen Blumen auf unserer Wiese blühen läßt?"

Die Mutter konnte ihm füglich nur sagen: Es giebt weiter keinen. Das that sie. Was sie aber nicht erwartet hatte, geschah. Ernst, der sich noch nie ungehorsam gezeigt hatte und der ein überaus gutes Herz besaß, erklärte seiner Mutter mit Festigkeit: „Das lern' ich nicht. Wir haben ja zusammen Einen himmlischen Vater, ich will keinen andern haben."

Die Mutter war in Verlegenheit; sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte.

Da in der Schule die zehn Gebote meist, wie das andre Auswendige, zusammen hergesagt wurden; so ging dem Ernst sein Nichtlernen durch. Nach einiger Zeit kam er wieder, aber diesmal auf das Feld zum Va-

ter, der sich oft erzählen ließ, was Ernst in der Schule gelernt habe.

„Da sollen wir morgen lernen: Du sollst nicht tödten! Du sollst nicht ehebrechen! und noch andere solche Sätze, die mir nicht einfallen. Warum läßt uns nur der Schulmeister nichts von den schönen Blumen, von den Vögeln, die im Garten und im Walde singen, von den goldnen Sternlein und solchen Sachen lernen? Das lernte ich so gern. Aber solche Sätze vom Tödten und Ehebrechen und Stehlen und Lügen gefallen mir nicht. Was tödten heißt, weiß ich; wenn man einen todt schlägt. Aber, Vater, was heißt denn ehebrechen? Ich und alle die Kinder, die mit mir in die Schule gehen, wir werden Niemand todt schlagen. Kann ich denn ehebrechen? Und wie macht man es denn?"

„— Sieh nur, Ernst, das sind die zehn Gebote, das mußt Du wissen, wenn Du groß bist!"

„Nicht wahr, Vater, da hat's wohl noch Zeit, wenn ich's später lerne, ich bin ja jetzt noch klein. Ich will auch gar nicht tödten, stehlen und solche häßliche Dinge machen."

Da Ernst zum Gehorsam erzogen war, und der Lehrer oft das Fragen in der Schule verboten hatte; so theilte er seine Zweifel immer nur den Aeltern mit, vermied aber, dem Lehrer sein Bedenken vorzutragen, was ihm um so leichter wurde, da das Fragen in der Schule überhaupt nicht vorkam. Als Ernst aber älter wurde und schon zu den ersten Schülern der Klasse gehörte, so wurde er dreister und setzte Herrn Fertig sehr oft in nicht geringe Verlegenheit. Da dieser dem kleinen Will aber sonst gut war, weil er ihn zuweilen brauchte, um die Schwächen der Schule etwas zu vertuschen; so übersah er es ihm meist. Es kam aber dessen ungeachtet vor, daß er ihm in gewaltigem Basse zudonnerte: „Halt's Maul, naseweiser Bengel!"

Sehr schlimm ging es mit den Wundergeschichten, auf die Herr Fertig viel hielt, weil sich hier besonders

der Glaube erproben konnte. Aber der kleine Will war ein „Blitzjunge," wie ihn auch der Schulmeister, wenn er mit dem Vater desselben sprach, stets nannte. Er wollte Alles verstehen. Daher führten die Wunder, die Moses in Aegypten that, und andere stets zu Wenn und Aber's, die der „Blitzjunge" aufs Tapet brachte. Bald sollte ihm der Lehrer erklären, wie man Frösche machen könne, wie das Eisen auf dem Wasser schwimme, wie 4000 Menschen von zwei Broden satt würden u. dgl.

„Solche Sachen," sagte Herr Fertig, „sind eben Wunder; diese erklärt man nicht, man glaubt sie."

„— Aber," fragte Ernst wieder, „was sind denn Wunder?"

„Ich will Dich katechisiren," brummte Herr Fertig, „Du sollst nicht mich fragen. Merkt es Euch aber: Wunder sind übernatürliche Begebenheiten, die wir nicht begreifen können, aber glauben müssen."

Damit war Ernst wenig befriedigt, aber er schwieg. Er mochte jetzt eben 12 Jahr alt sein. Seinen natürlichen Anlagen aber hatte er es zu verdanken, daß er trotz des Schulbesuchs sich geistig so entwickelt hatte. Bei Herrn Fertig war für ihn nichts mehr zu lernen; denn es kam Ein Jahr dasselbe vor, als das andere. Zwar hatte er nicht glauben, aber in Folge des ganzen Unterrichts, der seine Vernunft gewaltsam zum innerlichen Widerspruch aufregte, denken und zweifeln gelernt. Hätte er für seine fernere Ausbildung nicht einen andern Platz gefunden, so würde sein Charakter verdorben worden sein. Aber er fand ihn gerade zur rechten Zeit.

Viertes Kapitel.

Wie Ernst Will das älterliche Haus verläßt.

Es war an einem schönen Augusttage, als es an der Thür der Schulstube anklopfte. Herr Fertig, welcher

eben an der entgegengesetzten Wand beschäftigt war, hatte es nicht gehört „Es klopft," rief eine Schaar nahe der Thür sitzender Knaben. Der Lehrer ging sofort hinaus. Er fand einen Fremden. „Können Sie mir wohl," fragte dieser, sich wegen der Störung entschuldigend, „Jemanden nachweisen, der mir den Weg auf's nahe Gebirge zeigt? Wär' es auch nur ein Knabe. Ja, ich würde ihn sogar nach Umständen einem andern Begleiter vorziehen. Oder haben Sie vielleicht in Ihrer Schule selbst einen Knaben, der sich dazu eignet? Ich will meinerseits darauf bedacht sein, daß er einigermaßen für den Verlust des Schulunterrichts entschädigt wird."

Herr Fertig sann etwas, dann fiel ihm sein Ernst Will ein, den er dem fremden Herrn vorschlug.

„Ernst Will," rief er zur Thüre hinein; „komm ein Mal heraus."

Rasch war der Gerufene da. „Willst Du," fragte ihn der Lehrer, „mit diesem Herrn auf das Gebirge gehen? Du sollst ihm den Weg da und dahin zeigen. Weißt Du ihn auch selber?"

„Ich? Herr Fertig. Den Weg kenn' ich, wie den von meines Vaters Hause in die Schulstube. Ich bin ja erst vor **14** Tagen mit meinem ältesten Bruder, der zum Besuch hier war, denselben Weg gegangen."

Dem Fremden gefiel diese entschiedene Antwort, wie die ganze Haltung des Knaben. „Willst Du mit mir gehen?"

„Recht gern," antwortete er, „wenn es Herr Fertig erlaubt, und meine Aeltern nichts dagegen haben. Ich werde sie geschwind fragen."

„Das ist recht, mein Sohn," sagte der Fremde, ein Mann in den mittlern Jahren, der Ernsten sehr wohl gefiel. „Ein gutes Kind thut nichts ohne Einwilligung seiner Aeltern. Geh, ich werde auf Dich im nahen Wirthshause warten."

Das war unserm Ernst noch nicht vorgekommen, daß ein Fremder sich einen Knaben aus der Schule als Be-

gleiter mitgenommen hatte. Und daß er es gerade war, welchen man auswählte, hob sein Selbstgefühl ungemein. Dann war so ein Gang auch gerade Wasser auf seine Mühle. So in der Natur herumgehen, war ihm tausendmal lieber, als in der Schule sitzen und die Sachen zu hören, die er nicht verstand und die er doch glauben sollte. Er rechnete es aber für ein besonderes Glück, daß der Fremde gerade an diesem Tage gekommen war und eben jetzt geklopft hatte. Herr Fertig handelte eben von der Taufe; und, da den Tag vorher eine Menge Schüler seine Fragen von der Wiedergeburt nicht biblisch, d. h. wörtlich genug, nach dem luth. Katechismus beantwortet hatten; so hatte er die Drohung ausgesprochen, den folgenden Tag jeden Einzelnen zu überhören und, was er nicht stets zu thun pflegte, mit Fingerklapsen jeden zu bestrafen, der das vierte Hauptstück nicht ohne Anstoß hersagen könne. Eben hatte sich die hintere Bank mit Beantwortung der Frage abgequält: „Was bedeutet denn solch Wassertaufen?" indem sie Luther dahin beantwortet: „Es bedeutet, daß der alte Adam durch tägliche Reue und Buße soll ersäufet werden und wieder herauskommen."

In wenigen Minuten wäre die Reihe damit auch an ihn gekommen. Fröhlich sprang er zu Hause und rief schon, als er kaum die Stubenthür geöffnet hatte: „Vater, Vater, ich darf den Adam heute nicht ersäufen, ich soll mit einem vornehmen Herrn auf's Gebirge gehen. Nicht wahr, Du erlaubst es wohl. Und die Mutter auch?"

„Wenn Dich Herr Fertig dazu bestimmt hat, dann magst Du gehen, aber zieh' Dir erst Deine Sonntagsjacke und guten Hosen an und mach' Dich etwas ordentlich, daß Du nicht geh'st wie ein Lappländer!"

Rasch war der Umzug vollendet. „Adje, Adje," rief er den Aeltern zu; und bald war er bei dem fremden Herrn im Kretscham. Mit einer gewissen Angst hatte er einen Fußweg durch die Gärten eingeschlagen, um nicht beim Vorübergehen bei der Schule von Herrn Fertig be-

merkt zu werden, weil er immer noch fürchtete, er könne wohl mit dem alten Adam zusammen kommen.

Der Fremde kam ihm freundlich entgegen, hatte für ihn ein Butterbrod geben lassen und nöthigte ihn, es zu essen oder einzustecken.

Ernst zog das Letztere vor. „Ich will heute bis dahin," sagte der Fremde. „Wann können wir dort sein, und wie viel Wege gibt es? Was kann man unterweges etwa noch sehen?" Ernst sprach aus, was er darüber wußte; und der Fremde, der seine Karte in der Hand hatte, war sehr zufrieden damit.

Sie schritten nun mäßig dem ersten Haltpunkte zu. Der Fremde war unerschöpflich in Fragen, die er an Ernst richtete, so daß dieser bei sich dachte, so oft sei er ja die fünf Jahre, seit er in die Schule gehe, vom Schulmeister nicht gefragt worden. Ob es vielleicht, fragte er sich im Stillen, ein Oberschulmeister ist? Aber die Fragen waren ihm unendlich lieber, als die Schulfragen, die er selten verstand.

Bald fragte er ihn nach dem Namen eines Baumes, einer Blume, oder eines andern Gewächses. Auf die Frage: „Kennst Du dies Kraut oder den Baum?" folgte dann meist die Antwort: „Nein, das lernen wir in der Schule nicht."

Als dies der Fremde einigemal vernommen, fragte er: „Was lernt Ihr denn Alles in der Schule?" Ernst zählte die Wissenschaften alle her und bemerkte ausdrücklich, daß von Pflanzen und „solchem Zeuge" in der Schule nichts vorkäme. Er kenne bloß den Sallat, den sein Vater im Garten pflanze, und den er sehr gern esse. „So viel," setzte er naiv hinzu — so daß der Fremde beifällig lächelte, „kennt aber meines Vaters Kuh ebenfalls. Auch diese kennt genau den Klee, den sie täglich frißt. Aber dafür fragt uns Herr Fertig: Wie viel Naturen Christus habe? Warum er zur Hölle gefahren? Warum Jonas drei Tage im Bauche des Wallfisches gewesen, und was das zu bedeuten habe u. dgl. Sachen. Er nennt dies

Religion und sagt, das sei viel wichtiger, als der weltliche „Quarg“ oder Kram.“

„Hättest Du aber Lust, die Gewächse kennen zu lernen und Dich mit dem Pflanzen und Pflegen derselben zu beschäftigen? Weißt Du schon, was Du werden willst?“

„Nein Herr, ich weiß bloß, was ich nicht werden soll und auch nicht werden mag. Das ist ein Weber. Es gibt zwei Oerter, wo ich nicht gern bin, in unserer Schulstube, da soll ich lernen und glauben, was ich nicht verstehe und am Spulschemmel, wo ich etwas thun muß, was mir zuwider ist.“

„Im Garten würdest Du also wohl gern sein?“

„Das würde mich ganz glücklich machen.“

„Aber Du hast mir gesagt, daß Du in der Schulstube nicht gern bist. Und sieh, wenn man namentlich ein tüchtiger Gärtner sein will, da muß man etwas Ordentliches in der Schule gelernt haben.“

„Ich würde sehr gern lernen,“ sagte Ernst etwas beschämt, „wenn es nur solche Sachen wären, wie Sie mich fragen, so von Bäumen, Sträuchern, Steinen, Käfern und dergleichen Dingen.“

„Ich will sehen.“ Der Fremde machte ihn nun auf die Wurzel-, Stengel- und Blattformen, auf den Stand der Blätter, die Zahl der Blüthenblätter, die Staubgefäße aufmerksam; alles so neue Dinge für Ernst, daß er oft das Weitergehen vergaß. Mit Ueberraschung bemerkte der Fremde, daß Ernst die Kräuter oder Pflanzen, die er ihm einmal gezeigt, sogleich wieder erkannte, auch die Blatt- und Stengelform und andere Benennungen richtig anzuwenden wußte. Er erzähte ihm nun etwas aus der Geschichte und ließ sich die Hauptsachen wiederholen. Auch hier lebendige Theilnahme. Nachdem er sich nach den häuslichen Verhältnissen näher erkundigt und die Ueberzeugung in ihm fest geworden war, daß es Schade sei, wenn diese Kraft nicht weiter ausgebildet werde, sagte er zu ihm:

„Höre, mein Sohn, Du gefällst mir. Willst Du Gärtner werden? Ich bin der Prof. N. aus B. Ich will Dich zu mir nehmen, Dich noch, wenn Du Lust zu lernen hast, bis Du fünfzehn Jahr bist, die Schule besuchen lassen. Dann sollst Du ein tüchtiger Gärtner werden. Einstweilen magst Du im Garten schon mithelfen."

Die selige Großmutter hatte ihm zuweilen ein Märchen erzählt. Es war ihm, als wäre das auch eins. Und er stand lange, ohne Etwas sagen zu können.

„Du hast keine Lust?" fragte der Fremde.

„Ei ja, hab' ich Lust, aber ich weiß nicht, ob es Ihr Ernst ist, oder ob Sie scherzen."

„Es ist mein völliger Ernst. Ich mache jetzt eine Gebirgsreise von 8—14 Tagen. Auf dem Rückwege werde ich selbst zu Deinen Aeltern kommen und Dich mitnehmen. Sollte ich einen andern Weg einschlagen, so werde ich an Deinen Vater schreiben und ihm mittheilen, wann und auf welchem Wege er Dich zu mir bringen soll."

Ernst war ganz verklärt, und, je weniger er sagte, desto freudiger glänzten seine Augen.

Es mochte etwa Nachmittag 4 Uhr sein, als sie auf dem Punkt angekommen waren, wo der Professor bleiben wollte, weil er einige nur in den nahen Berggründen wachsende Alpenpflanzen zu suchen beabsichtigte. Er fand dort einen alten Bekannten, ebenfalls Naturforscher.

Nachdem er Ernsten hatte Brod und Milch reichen lassen, fragte er ihn, ob er auch heut wohl noch zu Hause kommen werde.

„Ei ja wohl," rief Ernst freudig. „Es geht ja bergab, und da wird es nicht lange dauern. In der neunten Stunde bin ich zu Hause."

Der Prof. gab ihm ein Geldgeschenk nnd entließ ihn.

Ernst war in einer eigenthümlichen Stimmung. Es war ihm nicht lieb, von dem fremden Herrn, der ihm so viel Gutes erwiesen und noch mehr versprochen, wegzugehen. Er hätte ihn gar zu gern auf der ganzen Reise begleitet. Und dennoch wünschte er auch, daß seine Ael-

tern noch heut erführen, was in nächster Zukunft Alles mit ihm vorgehen solle.

„Adje, Herr N.,“ sagte er kurz, „ich danke schön und ich werde Alles meinen Aeltern sagen und fertig sein.“

Den Titel Professor, so oft er ihn in der Baude von dem Bekannten des Herrn N. hatte aussprechen hören, brachte er nicht über die Zunge. Er wußte eigentlich nicht, ob es nicht bloß ein Scherz- und Spottname sei. Es klang so wie Brodfresser, und so hatten sich die Jungen des Dorfes wol gegenseitig genannt.

Prof. N. klopfte ihn freundlich auf den Kopf, indem er sagte: „Nun geh' in Gottes Namen und komm glücklich zu Hause!“

Ernst sprang mehr, als er ging. Nur zuweilen, wenn es eine Berglehne zu ersteigen gab, oder der Weg zum Langsamgehen zwang, ging er Schritt und gab dabei seinen Gedanken freien Raum.

Er war schon dem heimathlichen Dorfe ziemlich nahe gekommen, als ihm plötzlich ein Gedanke die Freude trübte. Wird dir aber auch der Vater glauben, wenn du ihm das erzählen wirst? Von der Mutter setzte er es voraus. Endlich wurde ihm die Sache selbst zweifelhaft und erschien ihm als eine Geschichte, wie sie ihm die selige Großmutter sonst zu erzählen pflegte.

Unter diesen Betrachtungen hatte er die Grenze seines Wohnorts erreicht. Aber da fiel ihm plötzlich der Schulmeister ein, der ihm ja unzählige Mal gesagt hatte, daß man g l a u b e n müsse.

„Ja glauben, glauben!“ rief er sich zu. „Wozu wäre ich denn so viel Jahre in die Schule gegangen, wenn ich nicht wenigstens so viel glauben könnte, daß ein vornehmer Herr einen armen Jungen zu sich nehmen könnte, um ihn Gärtner werden zu lassen. Das ist ja möglich und man kann es begreifen. Es ist nicht so, wie mit dem alten Adam, den man alle Tage ersäufen muß und der dann doch immer wieder da ist. Und nicht so schwer, als wenn der Schulmeister von 7—8 in der Religionsstunde

uns lernen läßt, drei Mal eins ist Eins, und von 8—9 im Rechnen, dreimal eins ist drei. Nein, nein, die Geschichte mit dem Pro— ja, wie heißt's nun weiter! — mit dem Herrn N., das ist eine andere, schöne, wahre Geschichte."

Ernst war nur wenige Schritte vom väterlichen Hause entfernt, als er zu diesem Ergebniß seiner Betrachtung gelangt war. Es war ein schöner, milder Abend und noch konnte es nicht lange in der neunten Stunde sein. Die Aeltern hatten ihr Tagewerk in der Stube geschlossen und saßen am Wiesenrain bei einem jungen Birnbaum, den der Vater im ersten Frühlinge nach Ernst's Geburt, als stete Erinnerung an dieselbe gepflanzt hatte.

Kaum waren sie von Ernst erblickt worden, als er auf sie zu eilte. Und eh noch die Mutter ihn mit den Worten: „Na, Ernst, bist Du glücklich wieder da!" empfangen hatte, rief er seinen guten Abend und fuhr dann ohne Unterbrechung fort: „Der fremde Herr läßt Euch grüßen. Ach, das ist einmal ein guter Herr. Und was der weiß! Ich glaube noch viel mehr als Herr Fertig! Ich habe einmal viel gelernt. Alles will ich Euch nachher erzählen. Aber zuvor, wißt Ihr, was ich werden will? Na, Ihr wißt's nicht. Ein Gärtner, ja ein Gärtner. Und der Herr ist aus B. und kommt in 8—14 Tagen wieder und will mich dann mitnehmen und in die Schule gehen lassen, daß ich noch mehr lernen soll, aber viel andere Sachen als hier und nicht alle Tage die Hauptstücke und vom Teufel und dem alten Adam."

„Junge," sagte der Vater, „Du faselst! Du hast Dir was aufbinden lassen. Willst sonst immer so klug sein und glaubst solche Märchen."

Und die Mutter fügte hinzu: „Laß Dich nur nicht auslachen, Ernst!"

„Nichts aufbinden! Nichts auslachen! Kein Märchen! Ihr werdet sehen, das ist Alles wahr. Ihr hättet nur den fremden Herrn sehen sollen! Das war kein Mann, die Leute zu belügen. Es war ein guter, gelehrter, freund-

licher Herr, und alle Bäume und Pflanzen, alle Steine und Thiere kannte er, und an den Felsen das —. Na, Ihr werdet Euch freuen, wenn er zu uns kommen wird. Er hat's versprochen, wenn er diesen Weg zurückkehrt. Sonst will er schreiben und sagen, wie ich nach B. kommen soll. Und hier hat er mir etwas geschenkt, das ich mir in die Sparbüchse thun soll. Mutter, hab' ich denn eine Sparbüchse? Hier hast Du das Achtgroschenstück, thu es nur hinein."

„Ernst, Du weißt wohl, daß wir von unsern Einkünften nicht viel zu ersparen haben und darum haben wir auch noch keine Sparbüchse gebraucht. Ich werde Dir es so aufheben."

„Aber, nun soll ich mich auch zurecht machen, daß ich, wenn der Herr N. kommt oder schreibt, sogleich mit fort kann."

Der Vater schüttelte ungläubig den Kopf, und die Mutter sagte: „Es wird nicht viel zurecht zu machen sein. Deine guten Kleider hast Du an, und die andern wirst Du wol in die große Stadt nicht mitnehmen. Dein Achtgroschenstück, wenn Du es mitnehmen willst, wird eben bald eingesteckt sein. Da können wir warten, bis der Herr da sein wird, damit wir erst selber mit ihm reden." Sie dachte aber in ihrem Herzen, er werde nicht kommen.

Nun fing Ernst an, den Aeltern zu erzählen, was er von dem Herrn gelernt habe. Er sprach von herz-, messer-, nieren- ꝛc. förmigen Blättern, sagte, wie sich die Kiefer von der Fichte unterscheide, sprach von der Wurzelform und hätte am liebsten, wenn es nicht schon so finster gewesen wäre, Pflanzen und Blätter geholt, um seinen Aeltern dies Alles zu zeigen.

Die Mutter rief aber zum Schlafengehen. „Du wirst müde sein, Ernst, lege Dich nieder. Morgen magst Du uns weiter erzählen."

Ernst wollte zwar nicht zugeben, daß er müde sei; aber die Eltern schritten der Hütte zu und Ernst folgte ihnen.

Obgleich die erstern äußerlich wenig Glauben in die Mittheilung ihres Sohnes gesetzt und das Ganze für einen Scherz erklärt hatten, den sich der Reisende mit dem Knaben gemacht hatte, so konnten sie sich doch des Gedankens der Möglichkeit nicht ganz erwehren. „Wenn aber doch etwas Wahres an der Sache wäre!" sagte Frau Will zu ihrem Manne.

„Hast recht, Lene. Möglich wär' es immer. Der liebe Gott hat schon oft einem armen Kinde aus einer niedern Hütte einen Weg gezeigt, um Etwas zu werden in der Welt. Und der Ernst ist nicht dumm."

„Und," fuhr Lene fort, „was er uns so erzählt, hat Hand und Fuß, es ist so, daß man es nur greifen dürfte."

„Was mich am meisten wundert, er ist nur so ein paar Stunden mit dem Gelehrten gegangen und spricht er nicht schon, als wenn er selbst so ein — na, wie heißen sie denn die Leute? So was der fremde Herr ist — mir fällt das Wort nicht ein — so ein Gestudirter wäre? Wir müssen es erwarten, Lene. In unserm Dorfe, das seh' ich wol ein, ist's mit dem Ernst nichts. Was soll er werden! Es gibt ja nur Spinner, Weber, Schneider und Schuster hier. Und in der Schule ist's auch nichts mit ihm. Er würde schon was lernen, aber es ist ja einen Tag wie den andern; und das hat der Ernst lange dicke bis über die Ohren."

Die nächsten Tage wurden mit stetem Gespräche darüber zugebracht. Ernst wurde nicht müde, über seinen Gang auf's Gebirge und die Unterhaltung mit dem Fremden und dessen Versprechen zu erzählen.

Als indeß acht Tage vergangen waren, ohne daß man irgend Etwas von dem Fremden vernommen hatte, hörte man zwar nicht auf zu hoffen, aber die Zweifel wurden stärker. Ernst hatte sich schon eine schöne Zukunft zusammengebaut, und es verstimmte ihn sehr, wenn er daran dachte, es werde ein bloßer Traum bleiben, ja, jener Tag, an dem er den Herrn Prof. N. auf das Gebirge begleitet hatte, sei selber nichts als ein Traum. Er

hing den Kopf, stellte seine Kletterübungen im Garten und seine Sprünge über den Mühlgraben ein, so daß der Vater zu ihm sagte: „Was fällt Dir ein, Junge? Du gehst ja herum, als wenn Dir die Katze den Käse gefressen hätte. Du bist erst zwölf Jahre gewesen; die Welt ist groß; für Dich wird es schon noch einen Platz geben."

Aber es war Ernsten nicht um einen Platz, sondern gerade um diesen Platz. Schon waren zwei Wochen verschwunden, und man hatte bereits jene Hoffnung erregende Zusage als eine Täuschung zu betrachten angefangen, als ein Nachbar, der in der Stadt zu Markte gewesen war, einen Brief an Will mitbrachte, der ihm vom Briefträger zur Besorgung übergeben worden war.

Wenn ein Brief von der Post in eine solche Hütte kommt, so ist das ein Ereigniß, nicht nur für das Haus, das ihn erhält, sondern auch für einen Theil des Dorfes, das Kunde davon bekommt.

Will öffnete den Brief sogleich. Ehe er aber noch damit zu Ende kommen konnte, war auch sein Weib, welche eben mit dem Melken der Kuh beschäftigt war, aber das Wort Brief vernommen hatte, da, die Milchgelte in der Hand. Und Ernst hatte den Korb Gras, den er eben der Kuh auf die Raufe schütten wollte, in kurzem Prozeß hingeworfen, und war ebenfalls herbeigeeilt.

„Seht Ihr," sagte er zu seinen Aeltern, „daß es wahr ist! Aber, Vater, lies nur den Brief laut! Oder laß mich denselben lesen, denn ich bin mit dem Herrn schon bekannt!"

„Ich will erst sehen, was darin steht, der Herr hat an mich geschrieben." —

Nachdem sich Will den Inhalt angesehen, las er, wie folgt:

„Lieber Will!

Vor etwa 14 Tagen hatte mich Sein Sohn auf das Gebirge begleitet, und ich habe den Knaben lieb gewonnen. Er hat Lust, Gärtner zu werden und ich habe ihm versprochen, ihn zu mir zu nehmen und seine Ausbildung

für diesen Beruf zu besorgen, wenn Er es und Seine Gattin zufrieden ist. Ernst scheint Liebe zu mir zu haben und mir gern zu folgen. Ich hatte ihm versprochen, ihn, und zwar schon vor einigen Tagen, abzuholen, aber ich habe mich verspätet, und kann meinen Weg nicht über Seinen Wohnort nehmen. Hat Er sich entschlossen, mir Seinen Sohn anzuvertraun, so bringe Er ihn Mittwoch den 24. August nach dem Dorfe F., wo ich durchfahren werde. Ich gedenke Mittags daselbst einzutreffen und 2 Stunden in dem Gasthause „zum Stern" zu halten. Es soll mir eine Freude sein, Seinem Sohne Gelegenheit zu geben, sich zu einem recht tüchtigen Menschen auszubilden. Ich bin ꝛc. N.,

Cudowa, den 19. August. Professor.

„Da hat der Ernst doch recht gehabt. Nu, was denkst Du denn, Lene, was wir machen? Heut ist's Montag; wir können uns nicht lange bedenken."

„Aber ist denn auch etwas zu bedenken dabei?"

„Na," sagte der verständige Vater, „etwas doch. Kann nicht Jeder diesen Brief schreiben? Woher weiß ich denn, daß er wirklich der und der ist? Er kann ja den Jungen in alle Welt mitnehmen, daß wir ihn gar nicht mehr wieder sehen."

„Hast recht, Wilhelm, ich glaub' es zwar nicht. So wie ihn der Ernst schildert, ist es ein ehrlicher, guter, rechtschaffener Herr, ein Engel, den uns der liebe Gott sendet, um unsern Ernst zu einem guten Menschen zu bilden. Aber es ist doch möglich, denn der Teufel, wenn er die Leute betrügen will, ist ja auch freundlich. Weißt Du was, Wilhelm, mir kommt ein guter Gedanke. Mein Bruder hat mir früher immer gesagt, daß der Herr Pastor in F. so ein freundlicher Herr sein soll. Mache Du Dich mit dem Ernst schon morgen Nachmittag auf, bleib in Holzbach über Nacht und geh Mittwoch frühzeitig zum Herrn Pastor, sage ihm Deine Sache; vielleicht kennt er den Herrn Professor, die Gelehrten kennen sich

ja weit und breit. Bitte ihn, daß er Mittags zufällig in den Gasthof komme, um Dir dann zu sagen, ob das wirklich der Herr ist, für den er sich ausgibt."

Ernst staunte über diese Vorsicht seiner Aeltern, sah aber daraus, wie gut sie ihm waren.

Wie hier verabredet, wurde die Sache ausgeführt. Schon den folgenden Tag nahm Ernst, nachdem er sich seinem nicht wenig erstaunenden Lehrer empfohlen, von dem väterlichen Hause Abschied. Die Mutter begleitete sie eine Stunde und schied dann unter Thränen und tausend Segenswünschen, daß er nur ja ein recht braver Mensch werden möchte, von ihrem Sohne.

„Aengstige Dich nicht, Mutter. Ich heiße Will, und Ernst Will, und wenn ich über einen Graben springen wollte, so kam ich drüber, und wollte ich auf einen Baum, so kam ich hinauf. Ich werde weiter springen."

Die Mutter drückte ihm noch einmal die Hand und schied, oft noch sich umwendend, ihrem Ernst, den der Vater begleitete, nachsehend.

Der Pastor in F., den sie am folgenden Morgen besuchten und dem der Vater sein Anliegen vortrug, war gern bereit in den „Stern" zu kommen, um zu sehen, ob der Fremde der Professor N. aus B. sei, den er sehr gut kannte, und von dem er dem Vater sehr viel Gutes erzählte.

Ernst mußte ihm denselben beschreiben, indem er eine Menge Fragen über Größe, Alter, Haare, Bart, Sprache und dgl. an ihn richtete.

„Nach dieser Beschreibung," sagte der Pastor, „ist es der Prof. N. und ich wünsche Dir," zu Ernst gewandt, „mein Sohn, aufrichtig Glück dazu, daß Du unter seine Leitung kommst. Er hat die Aufsicht über den botanischen Garten, d. i. ein Garten, in dem Pflanzen aus allen Theilen der Erde gezogen werden, und es macht ihm Freude, Knaben mit guten Anlagen zu tüchtigen Gärtnern heranzubilden, oder zu andern brauchbaren Menschen, wenn ihnen die Gärtnerei nicht zusagt."

Dem Vater war damit ein Stein vom Herzen gefallen; er dankte und ging nun wohlgemuth mit seinem Ernst dem „Stern" zu, der ihm nun ein wahrer Stern war. Es war noch nicht zehn Uhr, dennoch fragte er, ob ein fremder Herr da sei. Man verneinte es und er ging wieder fort, da ihm, wie er sagte, die Luft im Gasthofe zu theuer sei. Nicht weit davon war ein kleiner Berg, nur mit wenigen Bäumen bestanden, von dem man jeden Wagen, der im „Stern" hielt, sehen konnte. Dorthin ging Will mit seinem Sohne, um daselbst das Frühstück zu verzehren und den Wagen des Herrn Prof. N. zu erwarten. Die paar Stunden, die sie da verweilten, vergingen ihnen unter mancherlei Gesprächen und unter steter Beobachtung der ankommenden und weiter gehenden Reisenden oder anderen Personen, schnell genug.

Es war noch nicht lange 12 Uhr vorbei, als ein Reisewagen vorfuhr und ein Herr heraussprang, von dem Ernst behauptete: Der ist's gewiß.

Beide begaben sich hinunter in den Gasthof, um sich zu erkundigen. Man hatte sich nicht getäuscht. Herr Prof. N. hieß Vater und Ernst Will freundlich willkommen, wiederholte nochmals, was er dem Letztern versprochen und dem Vater geschrieben.

Während sie noch sprachen, trat der Herr Pastor in das Zimmer: „Wie freu ich mich, Sie hier zu treffen, Herr Professor." Man hatte sich lange nicht gesehen. Es gab viel mitzutheilen, so daß für eine lange Unterhaltung mit Will später keine Zeit mehr blieb. „Euerm Sohne soll kein Leid geschehen," sagte der Prof. N. kurz vor der Abreise zum Vater. „Aengstet Euch nicht. Er mag Euch manchmal schreiben."

Ernst nahm vom Vater Abschied und setzte sich dann zum Kutscher, da noch einige Herren den Wagen füllten, der bald fortrollte und den Augen des Vaters entschwand.

Fünftes Kapitel.

Ernst's Leben in B.

Es war schon spät, als Ernst in der Hauptstadt eintraf, er fand daher erst am folgenden Tage Gelegenheit, sich zu verwundern über die ihm neuen Erscheinungen. Außer der Stadt, welche unweit Strebmannsdorf, oder wie man den Ort wegen seines Nothstandes auch nannte, Klagenheim lag, und in welche ihn sein Vater, wenn er zu Markte ging, zuweilen mitgenommen hatte, kannte Ernst keine durch eigenen Besuch. Wenn aber ein Knabe aus einem armen Weberdorfe in eine große Stadt kommt, so gibt es sehr viel, worüber er erstaunen und den Mund offen behalten kann. Es würde die Leser ermüden, wenn ich ihnen Alles ausführlich erzählen wollte, was ihm neu und merkwürdig erschien. Das fühlte er wohl, er war in einer neuen Welt. Und es vergingen Wochen, ehe er zu sich selber kam. War doch sein Leben in „Klagenheim" gar so einförmig gewesen bei allem Wechsel, den er sich verschaffte. Er holte der Kuh das Gras, aß seine Wasser- oder Milchsuppe, lernte alle Tage in dem luth. Katechismus, wie er den alten Adam ersäufte, was er eben so oft vergaß, spulte, kletterte auf die alte Linde, oder sprang über den Dorfbach, das geschah mit geringem Wechsel, den etwa die Jahreszeit gebot, alle Tage. Und nun! Er konnte keinen Schritt thun, weder rechts noch links sehen, ohne eine seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende Erscheinung zu bemerken.

Wir wollen aber den geneigten Lesern nur in Kürze über Ernst's Leben in B. Bericht erstatten. Es ist freilich ein Zeitraum von mehr als sechs Jahren und wir werden uns sehr beschränken müssen. Und dennoch ist diese Lebensperiode für Ernst's späteres Leben die wichtigste,

da sie gerade für sein künftiges Wirken den eigentlichen Grund legt.

Der Prof N. hatte unsern Ernst dem Gärtner übergeben, der im Garten wohnte, einem eben so gebildeten, als in Betreff seines Charakters vortrefflichen Manne. An ihm und dessen Frau hatte Ernst wackere Pflegeältern, da sein Beruf dem Professor nicht erlaubte, die besondere Leitung der Ausbildung Ernst's unmittelbar selbst zu übernehmen.

Herr Grund, so hieß der Gärtner, war in einer armen Hütte geboren, hatte sich durch Fleiß und eigenes Nachdenken eine — nicht glänzende aber gute Stellung im Leben erworben. Er besaß das ganze Vertrauen des Professors und verdiente es in der That. Es war ihm eine Freude, Knaben armer Aeltern, wenn sie nicht ohne die erforderlichen Anlagen waren, heranzubilden. Und auf ihn hatte der Prof. N., als er unserm Ernst das Anerbieten machte, besonders gerechnet.

Herr Grund besaß gute Schulkenntnisse und hielt viel darauf. Es war beinah Sprichwort bei ihm: „Wer etwas Ordentliches gelernt hat, der kommt im Leben schon fort; aber es muß etwas Ordentliches sein, Etwas, das man im Leben brauchen kann.“

Auch Grund's Frau, obgleich ebenfalls nur die Tochter eines armen Landmanns — ihr Vater hatte sich kümmerlich mit Spinnen ernährt — besaß für ihren Stand eine recht gute äußere, wie geistige Bildung. Und da sie aus eigener Erfahrung die Noth in den Spinner- und Weberfamilien kannte, so hatte sie eine besondere Theilnahme für Ernst, der sich auch bald innig an sie anschloß und sie wie seine Mutter liebte, ohne diese zu vergessen.

Ernst erregte in den ersten Wochen seines Aufenthalts nicht selten große Heiterkeit, wenn er mit seinen Klagenheimer Witzen und Knabenstreichen kam, die alle von der unschuldigsten Art waren, aber durch ihre Darstellung besondere Theilnahme und häufig genug Lachen erregten,

besonders wenn Ernst sich Mühe gab, seine dorfliche Aussprache mit der hochdeutschen zu vertauschen.

War Ernst glücklich in der Familie, in der er lebte, so war er es eben so durch die Wohnung, deren Lage und Umgebung selbst. Wenn er in der Thür stand, hatte er den großen schönen Garten vor sich, und der Blick aus der Kammer, in der er schlief, führte ihn über den Garten weg und zeigte ihm einen Theil der schönen Stadt mit ihren großen Häusern und hohen Thürmen.

Nachdem sich Ernst in der ersten Woche etwas häuslich eingelebt und ihm Herr Grund mancherlei kleine Beschäftigungen im Garten zugewiesen hatte, worüber er sehr erfreut war und die er schnell und zur Zufriedenheit verrichtete, kam am nächsten Sonntage der Prof. N. in den Garten. Er fand Ernst beschäftigt, der auf ihn zueilte und ihn freundlich grüßte.

„Nun, kleiner Gärtner, wie geht's? Hast Du Dich gut eingerichtet? Gefällt Dir's? Oder willst Du wieder zu Deinen Aeltern zu Hause?"

Mit Freude glänzendem Auge antwortete Ernst: „Mir geht es recht gut, und ich danke Ihnen tausendmal dafür, daß Sie mich hierher gebracht haben."

„Aber, lieber Ernst, Du kannst, wenn Dir es auch gefiele, jetzt noch nicht immer im Garten bleiben, Du mußt noch einige Jahre die Schule besuchen. Wie wird es nun damit stehen?"

„Ob es so ist wie in der Klagenheimer?"

„Ich fürchte nicht. Du wirst in eine Anstalt kommen, wo es etwas anders ist. Du mußt erstlich lernen, was Du als Mensch zu wissen nothwendig hast. Du wirst später eine bürgerliche Stellung einnehmen. Du bist ja jetzt schon ein Glied einer großen Gesellschaft, die man Staat nennt. Du mußt Dich also auch dafür tüchtigen, und endlich mußt Du Dir auch die nöthigen Kenntnisse zur gründlichen Betreibung Deines Berufes erwerben. Du wirst also Unterricht in Deiner Muttersprache erhalten, im Rechnen, in der Geschichte und

Geographie, namentlich in der Naturkunde, und außer manchen anderen Gegenständen auch in der lateinischen und französischen Sprache.

Als Ernst Latein und Französisch nennen hörte, verlor er seine Fassung. Daß ein klagenheimer Weberjunge Latein lernen solle und könne, das hatte er nicht geahnt, auch in seinen kühnsten Träumen hatte er einen solchen Gedanken nicht erworben. Er stand daher wie versteinert vor dem Professor.

„Nun, erhole Dich nur," fuhr dieser fort, als er sah, daß Ernst aus lauter Ueberraschung nichts zu erwidern vermochte. „Es wird Alles gehen, wenn Du Lust hast. Oder fehlt es Dir daran?"

„Gewiß nicht," antwortete er, „aber ich dachte, Französisch und solche Sachen, das sei blos für die Vornehmen, und ich bin so ein armer Junge."

Der Professor lächelte über diese Ansicht, dachte aber gleich daran, daß sie aus dem Glauben entsprungen sei, die Glieder einzelner Stände hätten von Natur gewisse Vorzüge vor andern Ständen.

„Du heißest Ernst, und wenn es Dir ernst ist, so wirst Du Alles eben so gut, vielleicht noch besser lernen, als wenn Du in einem reichen und vornehmen Hause geboren worden wärest."

„Herr Grund wird morgen mit Dir in die Bürgerschule gehen, um Dich einschreiben und prüfen zu lassen, worauf der Direktor Dir sagen wird, wann und wohin Du kommen sollst. Ich habe schon mit ihm gesprochen.',

Ernst versprach, recht fleißig zu sein; und der Professor versicherte ihm, daß er sich häufig erkundigen werde, wie es mit ihm gehe, ob er auch Fortschritte mache. „Auch mit Herrn Grund hab' ich bereits gesprochen," fügte er hinzu, „und ihn gebeten, Dich im Garten, so weit es Deine Schularbeiten gestatten, zu beschäftigen."

Ernst versprach in jeder Beziehung zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Noch sollte ihm Eine freudige Ueberraschung an

diesem Tage werden. Er war mit Kleidern ziemlich dürftig versehen und sein Gönner wollte nicht, daß er wegen seines Anzuges der Spott übermüthiger Schüler werden sollte. Er ließ ihn daher Abends mit einem Anzuge beschenken, der ihm für den Besuch der Schule bestimmt war.

Der Vorsatz, jede Gelegenheit zu benutzen, um ein recht brauchbarer Mensch zu werden, ward durch jeden derartigen Anlaß aufs Neue wiederholt. Und den folgenden Tag, auf seinem ersten Gange zur Schule, gelobte er sich, sich durch nichts von dem Ziele, das er erstreben wolle, abziehen zu lassen.

Der Direktor fand zwar sobald die vorhandene gesunde Kraft, aber auch die dürftige Beschulung, und mußte ihn in eine sehr tiefe Klasse bringen. „Du wirst aber," sagte er bei der Einführung beruhigend zu ihm, „nicht lange darin sitzen."

Und so war es auch. Rasch ging es durch die unteren Klassen durch, und seine Zeugnisse lauteten immer gut.

Es würde den geneigten Leser langweilen, wenn wir ihm Ernst's Leben in B. im Einzelnen erzählen wollten. Wir wollen ihm blos mittheilen, welchen Einfluß auf seine Bildung und auf sein ganzes künftiges Leben sein dasiger Aufenthalt gehabt hat, wie er das geworden, was er später ist, und wer dazu mitgewirkt hat.

Ernst's Leben war sehr einfach und dabei doch reich an belebendem Wechsel. Es gehörte theils der Schule, theils dem Garten. Herr Grund hatte ihn bald zu Anfange an eine gute Zeiteintheilung gewöhnt. „Es giebt," sagte er zu ihm, „Leute, die nie fertig werden und doch dabei wenig oder nichts machen. Sie klagen über Mangel an Zeit, und doch sieht man nicht am Abend, oder am Schluß der Woche, des Jahres, des Lebens, was sie gethan haben. Wiederum giebt es Andere, die thun sehr viel, und es fehlt ihnen nie an Zeit, wenn es etwas Gutes zu thun giebt, und ihre Berufsarbeiten sind stets

zur rechten Zeit fertig. Welche gefallen Dir am besten, Ernst? Welchen willst Du ähnlich werden?"

„Nun, Herr Grund, doch nur den letztern. Aber wie muß ich das machen?"

„Wenn Du mir versprichst, es zu befolgen, so will ich Dir sagen, wie Du es anfangen mußt."

Ernst versicherte, daß er sich gewiß darnach richten werde.

„Nun, so mache Dir zur Pflicht, nie ein Geschäft aufzuschieben. Was Du heute thun sollst, das thue heute. Das gilt jetzt besonders von Deinen Schulaufgaben; Du wirst dann immer fertig sein. Gehe zeitig, nicht später als zehn Uhr, schlafen und stehe recht zeitig auf. Dadurch wirst Du Zeit gewinnen, noch Vieles zu thun, wozu Andere keine Zeit haben, obgleich sie mit ihren gewöhnlichen Arbeiten nicht fertig werden. Auf diese Weise kann man sein Leben verlängern. Wenn Du täglich 2 Stunden an Schlaf und unnützem Herumtreiben ersparst, so ist das $^1/_{12}$ Tag, macht im Jahr 1 Monat, und wer dies 30 Jahre fortsetzt, hat 3 Jahre Leben, wirkliches, nicht vom Schlaf unterbrochenes Leben erspart, was mindestens 5 Lebensjahre sind."

Ernst staunte und beschloß sofort, damit anzufangen.

„Du hast auch die beste Gelegenheit, die Nützlichkeit dieser Lebensordnung zu erproben. Während viele Deiner Mitschüler blos ihre Schularbeiten zu machen haben, wirst Du noch im Garten beschäftigt werden. Und wenn manche der ersteren ihre Aufgaben gar nicht, oder nur schlecht werden gelöst haben, kannst Du zeigen, daß Du Deine Pflichten für Schule und Garten beide zur Zufriedenheit zu erfüllen weißt. Vergiß dabei nicht, Dir die Zeit so einzutheilen, daß jede Stunde ihr Geschäft, und jedes Geschäft seine Stunde hat, und die Arbeiten so zu vertheilen, um Dich, wenn Du von dem einen Geschäft ermüdet bist, durch ein anderes zu erholen."

„Auch dazu hast Du gute Gelegenheit. Wenn Du aus der Schule kommst, so ist hier zu jäten, zu pflanzen,

zu gießen, dort zu graben, zu kehren, ein= oder auszuräumen. Oder Du betrachtest die Gewächse, machst Dich mit ihrer Naturgeschichte und ihrem Anbau bekannt. Ist im Garten eine Pause für Dich, dann machst Du wieder Deine Schularbeiten. So wird es gehen ohne Herumtreiben auf der Straße und ohne alle dumme Streiche und Gassenrohheiten, welche die Bildung nicht fördern."

Ernst befolgte diesen Plan, so gut er es eben nach seinem Alter und seinem Verstande vermochte. Herr Grund aber ließ ihn gewähren. Er wollte, daß er sich in möglicher Selbstständigkeit entwickeln sollte. Kamen zuweilen Abweichungen vor, so reichte eine freundliche Erinnerung zu treuer Befolgung hin. Und wenn Ernst seine Zeit und Geschäfte falsch vertheilte, so suchte Herr Grund ihn in einer scheinbar absichtslosen Besprechung durch einige Fragen so weit zu bringen, daß er seinen Fehlgriff selbst einsah und ihn für die Folge vermied.

Auf diese Weise nahm Ernst, wie in Folge guter Kost und gesunder Lebensweise an Körperkraft, auch an Brauchbarkeit fürs Leben und an richtiger Beurtheilungskraft zu, welche letztere nicht nur täglich in der guten Schule, sondern eben so in der Grund'schen Familie und allen im Garten beschäftigten Personen, mit denen er in nähere Berührung kam, Gelegenheit zur Uebung fand. Namentlich war es eine besondere Eigenschaft des Herrn Grund, daß er, was ihn dem Prof. N. so lieb und werth machte, weil er selbst allen Dingen und Erscheinungen nachforschte, Alles gern untersuchte, auch alle die jungen Leute, die unter seiner Aufsicht standen, dazu anleitete.

Wenn nun der Unterricht in der Schule, wenigstens von einigen Lehrern, eben so gründlich ertheilt wurde, so war es natürlich, daß in Ernst's Geiste, bei dessen natürlichen Anlagen zum Fragen und Denken, eine große Veränderung vorgehen mußte. Hatte sein früherer Lehrer, Herr Fertig, die Fragen mit dem Ausspruch zurückgewiesen: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Kluge zu antworten im Stande sind," und hatte er über=

haupt stets das Glauben für die erste Eigenschaft des Menschen erklärt; so wurde ihm hier immer das Denken zur ersten Pflicht gemacht. Man freute sich über seine wißbegierigen Fragen; nicht selten ließ man sie aber auch unbeantwortet, indem man ihm sagte: Denke selbst darüber nach!

Wenn Ernst auch vor seinem früheren Lehrer Achtung gehabt hatte, so war ihm doch in seiner Nähe nie so eigentlich warm geworden. Jenes herzliche Band der innern Zuneigung, das Schüler mit ihren Lehrern verbindet, wenn das Verhältniß rechter Art ist, fehlte zwischen Herrn Fertig und Ernst. Und wie vermöchte ein Lehrer, wie dieser, seine Schüler an sich zu ziehen!

Anders jetzt. Die Anstalt hatte im Allgemeinen sehr tüchtige Lehrer; namentlich waren es aber deren zwei, die er, je mehr er an Alter und Einsicht reifte, immer lieber gewann, nämlich der Lehrer der naturwissenschaftlichen Fächer, Herr Klar, und der Lehrer der Geschichte und Geographie, Herr Warm. Auch die andern Stunden besuchte er gern und arbeitete für dieselben; auch diesen Lehrern war er ein wackerer Schüler; aber wenn Herr Klar seinen Mund aufthat, dann war er ganz Ohr, denn dieser lehrte ihn sehen und erkennen, was im Himmel, auf der Erde und in derselben ist. Es war stets eine heilige Weihestunde, wenn er mit ihnen, sei es am Himmel wandelte und ihnen die Größe der Welt veranschaulichte, oder ein einzelnes Pflänzlein betrachtete; wenn er über die Gebirgsbildungen, das Alter der Erde und die Pflanzen und Thiere der Urwelt mit ihnen sprach; wenn er ihnen die Erscheinungen in der Natur, die verschiedenen Formen des Wassers, die Wolken-, Regen- und Schneebildungen erklärte, oder die Lehre vom Licht, von der Wärme, Elektricität rc. vortrug. Ernst vergaß zuweilen, daß dies Herr Klar blos lehre, daß es eine Frucht des Nachdenkens sei; es schien ihm, als sei derselbe überall dabei gewesen, als die Natur bereitet und ihre Gesetze festgestellt worden seien. Wie groß wurde

ihm die Welt? Wie erhaben stand sie vor ihm da! Wie stolz fühlte er sich, ein Glied, und zwar ein denkendes, in der unendlichen Wesenkette zu sein! Wie sehr bedauerte er schon als 15jähriger Jüngling, daß so viele Menschen — leider die Mehrzahl — in der größten Unwissenheit ihr Dasein, dem Thiere gleich, verleben. — Wie geistig gekräftigt und sittlich gehoben fühlte er sich, wenn er aus dieser Schule trat, wo der alte Adam nicht täglich ersäuft und nicht den ganzen Tag vom Glauben gesalbadert wurde. Denn auch der Religionslehrer war ein Mann, der glaubte, es sei besser, den Menschen in Einer Stunde wöchentlich zu heben und zu bessern, als in sechs durch eine Masse unverstandenen und unverständlichen Glaubensstoff geistig und sittlich todt zu machen. „Man kann Jemand in einer halben Stunde so viel sagen, daß er sein ganzes Leben daran zu arbeiten hat;" das war sein Grundsatz. In den Oberklassen war daher wöchentlich nur Eine Religionsstunde; und das ist genug. Aber die Schüler hatten Religion. Und jede gute Unterrichtsstunde muß den Menschen besser machen, sonst taugt sie nichts.

Ein besonderes Fest für die Schüler war es, wenn Herr Klar in der schönen Jahreszeit mit einer Schaar seiner Schüler kleine Ausflüge machte. Das sonst Unbeachtetste ward oft der Gegenstand zu einer langen Unterhaltung, die in den Augen der Schüler nur den Einen Fehler hatte, daß Herr Klar nicht noch länger dabei verweilte. Kaum war die eine Betrachtung beendigt, so war schon wieder Gelegenheit zu einer zweiten, dritten ꝛc. da. Zuweilen ging Herr Klar auch mit seiner Schaar in den Garten des Prof. N., und hier war Ernst so recht in seinem Elemente, weil er das, was er durch den Unterricht des Herrn Grund gewonnen hatte, zuweilen lehrend anwenden konnte. Hatte er bisher meist nur gelernt; so fing er in diesem reiferen Alter an, gute Schriften über einen oder den andern Gegenstand, namentlich über Naturkunde, selbst zu lesen.

Da Herr Klar in Einer Klasse auch den Unterricht in der deutschen Sprache ertheilte, so gab er nicht selten eine Aufgabe aus seiner naturwissenschaftlichen Stunde zur Bearbeitung. Das reizte aufs Neue zum Nachdenken. Und Ernst war auch bald hierin einer der besten Schüler, was ihm um so leichter wurde, als er sich von allem Herumtreiben auf der Gasse fern hielt. Dazu hatte er keine Zeit; und dafür, daß ihm nichts Merkwürdiges am Orte fremd blieb, sorgte Herr Grund, der ihn, weil er ihn täglich lieber gewann, so oft es sich thun ließ, mit in seine Familienspatziergänge einschloß.

Es wird den freundlichen Lesern einleuchten, daß ein solcher Unterricht und eine solche häusliche Leitung und Beaufsichtigung eine vollständige Umwandlung nicht nur in Ernst's Aeußerem, sondern, und ganz besonders, in seiner Denk- und Anschauungsweise zur Folge haben mußte.

Ehe wir aber von seinem Schulleben scheiden, müssen wir noch Eines Lehrers, des schon oben erwähnten Herrn Warm, von dem er den Geschichtsunterricht empfing, gedenken. Von Geschichte hatte Ernst früher nichts gehört, außer biblische, die ihn im Ganzen wenig genug angesprochen hatte, einmal, weil er damit gequält wurde, sie beinahe wörtlich auswendig zu lernen, und dann, weil so Vieles darin vorkam, gegen das sich sein Verstand auflehnte. Und wenn auch einzelne Darstellungen ganz geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Jugend zu erregen, so verstand Herr Fertig die Kunst, auch das Schönste, Inhaltreichste zur todten Schale zu machen. Anders Herr Warm. Ihm war die Geschichte kein todter Kram, den er auswendig lernen ließ. Er rollte sie vor seinen Schülern auf und zeigte, wie allmählig Ein Volk nach dem andern aus den rohen Naturzuständen sich hervorgearbeitet habe. Er wies nach, wie die Zustände des neunzehnten Jahrhunderts aus den vorausgegangenen sich entwickelt. Zu den Wirkungen wurden die Ursachen, zu diesen ihre Wirkungen aufgesucht. Er führte der mit Freude glänzendem Auge an

seinen Lippen hängenden Jugend namentlich die Männer vor, mochten sie auch aus dem niedrigsten Stande sein, und gerade diese besonders, welche sich ein Verdienst um ihre Mitmenschen erworben hatten. Wenn er über sie sprach und zeigte, wie wir ihnen das eine oder andere Gute verdanken, das sie mit Aufopferung ihrer Kraft, ihrer Gesundheit, ihres Lebens errungen, wie sie hier neue Erdtheile oder neue Verkehrsstraßen entdeckten, dort mit der Lüge gekämpft, oder für die Freiheit im Kampfe mit Tyrannen sich aufgeopfert: da rollte das Blut in den Adern lebendiger, und alle Bessere gelobten sich in ihrem Innern, Jeder in seinem Kreise und nach dem Maße seiner Kraft zu wirken wie sie.

Von innerer Entrüstung wurden sie ergriffen, wenn er von den Drängern, Peinigern der Menschheit, von den Unterdrückern der Wahrheit und Freiheit sprach; wenn er das Otterngezüchte der Heuchler und Pharisäer zeichnete. So bildete sich der Charakter der jungen Leute.

Ernst sollte schon mit seinem fünfzehnten Jahre die Schule verlassen, um ins praktische Leben einzutreten. Da aber die Lehrer so sehr mit Ernst zufrieden waren und er im Garten neben der Schule ebenfalls schon in mancher Weise nützlich ward, so ließ ihn sein Wohlthäter noch ein Jahr die erste Klasse, die Prima, besuchen. Und so verließ er denn, nach zurückgelegtem 16. Jahre, mit Kenntnissen wohl ausgestattet, die Schule. Was seiner Schulbildung aber noch einen weit höheren Werth verlieh, war, daß er die Grundlage zu einem edeln Charakter in sich trug. Wie er sich die Gunst seiner Lehrer erworben, so hatte er sich auch die seines Wohlthäters und Herrn Grund's, der gewissermaßen sein Pflegevater war, zu erhalten gewußt. Mit ein Paar Lehrern blieb er auch nach seinem Austritt aus der Schule in Verbindung. Aber auch seine Aeltern hatte er nie vergessen. So oft als seine Zeit es gestattete, schrieb er an sie; und die Schilderungen, die sie ihm in ihren Briefen von der steigenden Noth der dasigen Spinner und Weber mach-

ten, ließen ihn nicht gleichgiltig. Er dachte wohl: Giebt es denn gar kein Mittel, den Leuten zu helfen? Ist es nothwendig, daß die Spinner und Weber in der Welt erhungern? Müssen sie denn gerade spinnen und weben? Giebt es sonst keine Arbeit? Aber er fühlte auch, daß dies Fragen seien, die er zu beantworten noch nicht fähig sei. Doch lebten sie in seiner Seele.

Wir haben bisher des Briefwechsels nicht gedacht, wollen aber hier einen Brief einschalten. Ernst hatte an seine Aeltern geschrieben, als er die Schule verlassen und ihnen einen kurzen Abriß dessen mitgetheilt, was er gewonnen, und eben so angedeutet, was weiter geschehen solle. Der Vater antwortet ihm darauf:

„Lieber Ernst! Du hast uns durch Deinen Brief wieder eine rechte Freude gemacht. Die Mutter war krank, als er kam. Und da ich den Brief las, wurde sie besser. Es war gerade der Nachbar Matting da, um uns seine Noth zu klagen. Ach es ist lauter Elend! Gott sei Dank, daß wir das Bissel Boden haben, daß wir uns können eine Kuh halten. Sonst müßten wir mit erhungern. Mit der Weberei hört's auf. Matting hörte Deinen Brief. Wer hätte das denken sollen, sagte er, daß der Ernst, als er immer auf der Linde herum kletterte, noch so viel lernen würde. Ich wünschte, ich hätte meinen Gottlieb auch in die Welt geschickt. Aber jetzt ist's halt zu spät. Matting wird wohl nicht lange mehr leben, er sieht sehr schlecht aus. Er läßt Dich grüßen. Mit der Mutter wird's nun schon wieder werden. Sie hatten ihr die Post gebracht, Du wärst in die Fremde fort. Und da sagte sie: Jesus, Jesus, der Junge geht so fort, schreibt nicht und ich wollte ihm noch ein Paar neue Hemden schicken, zu denen die Christiane das Garn selber gesponnen hat, und die ich gewirkt und gebleicht habe. Na, so ist's besser. Das dacht ich wohl, daß Du uns zuvor besuchen würdest, ehe Du aus B. weggingst; aber die Mutter wollt's nicht glauben, Du weißt's ja, wie sie ist. Aber, was soll Dein Herkommen, Du wirst

nur Elend sehen. Du hast wohl viel gelernt; aber was nützt das Alles; damit kannst Du doch keine Leute satt machen. Wir müssen uns halt drein ergeben. Unser Pfarrer sagt immer: Im Himmel wird's besser sein, wir sollen nur geduldig ertragen. Ich glaub's. Wenn wir nur erst da wären! 's Papier ist alle. Wir grüßen Dich tausendmal. Schreibe uns nur bald wieder und bleibe hübsch gesund. Dein Vater

Wilh. Will."

Sechstes Kapitel.

Wie sich Ernst Will für seinen Beruf bildet.

Nachdem nun Ernst die Schule verlassen hatte, widmete er sich ganz seinem Berufe, dem Gartenwesen. Wenn er alle Arten von Arbeiten, welche hierbei vorkamen, welcher Art sie auch waren, selber machte, so geschah es weder deshalb, weil ihm Herr Grund dies als nothwendig bezeichnet hatte, sondern weil ihm die Arbeit selber Vergnügen machte. Bald finden wir ihn mit dem Spaten in der Hand grabend, bald mit einem Buche, in einer ruhigen Stunde die Naturgeschichte irgend eines Gewächses und dessen Behandlung studierend, bald die Aufsicht über Gartenarbeiter führend.

Wurden in den Tagen des Sommers die Arbeiten im Garten schon sehr zeitig begonnen und erst spät beendet, so daß also für das Lesen und Fortarbeiten in den Schulkenntnissen wenig Zeit übrig blieb, auch nach der anstrengenden Tagesarbeit oft eine große Ermüdung und Sehnsucht nach Ruhe eingetreten war; so bot der Winter desto mehr Zeit und Gelegenheit dazu. Herr Grund,

der die Häuslichkeit, wie an sich, so an seinen Leuten liebte, hatte in dieser Jahreszeit ein Paar Abende in der Woche zum Vorlesen geeigneter Schriften und zu geselliger Unterhaltung bestimmt. Was unserem Ernst große Freude bereitete, war, daß zuweilen auch Herr Warm und Herr Klar hinkamen. Die Unterhaltung wurde dann meist recht lebendig, war aber stets sehr belehrend. Bald bewegte sie sich um das Gartenleben, die Betreibung des Berufes, bald um einen Vorfall des Tages. Sehr oft wurde aber ein Abschnitt aus einem Buche vorgelesen und besprochen. Ein Abend war vorzugsweise zum Lesen von Zeitungen und andern Zeitschriften bestimmt. Ernst wunderte sich anfänglich darüber, denn er hatte wohl als Knabe von Zeitungen reden hören; aber was er darüber gehört hatte, war so, daß er nicht begreifen konnte, wie Herr Grund, der sonst mit der Zeit so sparsam umging, und sie nicht für unnütze Dinge verschwendete, Zeitung lesen und auch noch Andre dazu einladen und verleiten konnte. Er vermochte anfänglich seine Verwunderung nicht zu unterdrücken. „Zeitungen?" rief er.

„Nun, und warum nicht?" fragte Herr Grund.

„Ich freue mich auf Ihre Belehrung," antwortete Ernst; „aber ich kann es nicht verschweigen, daß ich bisher immer gegen das Zeitungslesen eingenommen gewesen bin. Als Knabe hörte ich immer sagen, das Zeitungslesen sei blos für die reichen Müssiggänger, die sonst nichts zu thun hätten. Leute, die sich ihr Brod verdienen müßten, gäben sich nicht damit ab, die hätten Anderes zu thun. Man sagte wohl, die Zeitungsschreiber belögen blos die Leute, indem sie allerhand Märchen und Lügen hinein schrieben. Und noch sehr gut weiß ich mich zu erinnern, daß mein Vater aus der Kirche nach Hause kam und der Mutter sagte: Heute hat der Pfarrer (er hieß, schaltete Ernst ein, Blindmann) wieder etwas weggeeifert. Und auf die Frage der Mutter: Nu, was war's denn wieder, antwortete der Vater: Er hat gegen das

Zeitungslesen geeifert, und sich sehr erhitzt. Wir lesen doch keine, es mußte gegen die Großen, den Inspektor, Fabrikherrn und diese Leute gehen. Er nannte sie Kinder der Welt, die sich mehr um die Lügen und Klatschereien der Tagesblätter, der Zeitungen bekümmerten, als um das Reich Gottes; eine Zeitungslüge sei ihnen lieber als ein Bibelspruch, und wenn er in der Kirche für das Seelenheil der Gläubigen sorge, so säßen sie zu Hause und läsen Zeitungen. Aber der Herr würde an jenem Tage zu ihnen sagen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Zeitungsleser! Dann hatte er alle Anwesenden ermahnt, doch ja fleißig Gottes Wort zu lesen und keine solchen gottlosen Blätter, welche sogar die Diener des Herrn nicht mit ihren teuflischen Angriffen verschonten."

„Nun, Ernst," nahm Herr Grund das Wort — die Gesichter der Anwesenden hatten sich zu einem ziemlich starken Lächeln verzogen, — „Du hast Dir den Zeitungseifer des Herrn Pastor Blindmann gut gemerkt, ein Beweis, daß die Sache einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht hat. Nach dem Unterricht, den Du hier empfangen, nach der Verstandesreife, die Du bereits erreicht hast, kannst Du vielleicht selbst beurtheilen, ob das Lesen der Zeitungen und anderer Tagesschriften die Verketzerung verdient, welche ihm von dem Herrn Pastor Blindmann zu Theil geworden ist. Was sind denn Zeitungen? Es sind Blätter, die in kurzen Zeiträumen erscheinen, und uns mit den Zuständen und Verhältnissen der Gegenwart bekannt machen. Es fragt sich nun nur, ob es gut ist, daß der Mensch das Leben und die Verhältnisse seiner Zeit kennt, oder ob es besser ist, er bleibt in einer völligen Unbekanntschaft damit."

„Das Letztere," bemerkten die Anwesenden, „wird kein Vernünftiger wünschen. Wie kann man denn nützlich in der Zeit wirken, wenn man sie nicht kennt? Vielleicht hungerten die Weber weniger, wenn sie Zeitungen läsen und — verständen. Sie würden dann sehen,

daß die Verhältnisse in der Welt sich geändert haben, sie aber in ihrer alten Weise sitzen geblieben sind."

„Dem stimme ich vollkommen bei. Ja ich behaupte, daß kein Mensch, wenn er auf diesen Namen im ganzen Sinne Anspruch machen will, das Lesen der Zeitungen entbehren kann. Sie sind die Geschichte des Tages; sie verbinden uns täglich mit der Menschheit, von der Jeder sich als ein Glied betrachten soll. Insofern ist das Zeitungslesen ein ächt christlicher Akt. Und ich bin überzeugt, wenn Jesus unter uns lebte, er würde sie ebenfalls lesen, und sich wenig daran kehren, was der Herr Pfarrer Blindmann dazu sagte."

„Ich sehe die Nothwendigkeit davon jetzt deutlich ein. Und es ist mir gleichzeitig klar geworden, wie gefährlich es ist, wenn man in der Jugend solche Ansichten eingeprägt erhält. Was versteht so ein dummer Junge, wie ich damals war! Wenn es der Herr Pfarrer gesagt hatte, so galt Etwas als Evangelium."

„Das ist aber leider heute noch sehr allgemein der Fall und kommt daher, daß die Leute nicht von Jugend an zum Denken, sondern zum blinden Glauben gewöhnt werden. Dieser Quelle entspringen die meisten Uebel, die wir beklagen."

„Sollten nicht aber die Geistlichen und Lehrer dafür sorgen, daß die Leute denken lernen?" fragte Ernst. „Sollten sie dieselben nicht über die gewöhnlichen Verhältnisse belehren?"

„Freilich sollten sie das," antwortete Herr Grund; „aber wenn nun ein großer Theil derselben es nicht thut, vielleicht gerade das Gegentheil, wie Herr Blindmann, was bleibt da den Leuten übrig, als im Elend stecken zu bleiben und darin unterzugehen, wenn sich nicht ein Mann aus dem Volke selbst ihrer annimmt. Und diese Männer sind selten. Es gehört viel Muth und Ausdauer dazu, ein solches Unternehmen zu beginnen, noch mehr Ausdauer, es trotz aller Angriffe und Verketzerungen fortzuführen."

Dies war ein Funke, der in Ernst's Seele fiel, und um so weniger erlosch, je mehr Nahrung er durch die älterlichen Briefe erhielt, die das Elend in den Gebirgsdörfern als immer mehr steigend darstellten.

Der Nutzen des Zeitungslesens ward noch nach allen Seiten besprochen. Warm bemerkte, das ist ein schlechter Hauswirth, der nicht weiß, wie es in seinem eigenen Hause aussieht und was darin vorgeht. Die Erde aber ist unser Haus, und die Zeitungen berichten uns täglich, was darin geschieht. Sie bilden daher die Geschichte unserer Zeit; und ist es nicht lächerlich, wenn Jemand zwar Kenntniß von den Juden besitzt, die Moses aus Aegypten geführt hat, aber nicht weiß, was vor seinen Augen geschieht? Bringt nicht jedes Blatt irgend etwas Lehrreiches, entweder eine Handlung zur Nachahmung, oder zur Abschreckung? Berichten sie uns nicht, wie hier ein Ueberfluß von Menschen ist, der sich einen andern Wohnplatz der großen Erde sucht, um dort ihre Kräfte nützlicher anzuwenden und ihr Leben besser genießen zu können?"

„Auch den Frauen," fügte Frau Grund hinzu, die stets mit ihren Töchtern anwesend war, „kann das Lesen der Zeitung nicht erlassen bleiben, weil es ein allgemeines Bildungsmittel ist. Ich lese lieber einen guten Aufsatz in der Zeitung, als daß ich mich durch eine schlechte Predigt langweilen lasse."

Es wurde nun noch viel darüber gesprochen, wie man die Zeitungen lesen müsse. Ernst hatte nun eine ganz andere Ansicht von den Zeitungen, und nahm sich vor, sie so regelmäßig als möglich zu lesen, aber stets erst einen verständigern Freund zu bitten, ihm eine gute Zeitung zu empfehlen.

So fehlte es Ernst, auch als er die Schule verlassen hatte, nicht an Gelegenheit zu seiner allgemeinen Aus- und Fortbildung.

Der Prof. N. hatte ihm auch nach seinem rühmlichen Abgange von der Bürgerschule den Besuch einiger

naturwissenschaftlichen Vorlesungen freigestellt, eine Erlaubniß, von der Ernst dankbar Gebrauch machte.

Der gegenseitige Verkehr der jungen Leute im Garten trug aber ebenfalls nicht wenig zur Ausbildung desselben bei. Und Ernst lebte mit den meisten recht freundlich zusammen. Nur einer war in der letzten Zeit dazu gekommen, gegen den er, so viel er sich auch Mühe gab, sie zu bekämpfen, eine entschiedene Abneigung empfand. Der Prof. N. hatte ihn auf Grund vieler Empfehlungen aufgenommen, und aus Rücksichten, die er hatte nehmen müssen. Ernst nannte ihn immer den Pharisäer. Er war schmiegsam, wie ein Wurm, und hatte nur Bibelsprüche im Munde.

Wenn Ernst an einem heitern Frühlingsmorgen lustig im Garten herum ging und sein Morgenlied trillerte, so saß er mit seiner gebrochenen Gestalt in einem Winkel des Gartens und verdrehte seine eingefallenen, mit blauen Ringen umgebenen Augen, die ihn geheimer Sünde anklagten.

„Aber, lieber Will," sagte er eines Morgens zu Ernst, „wie können Sie so leichtsinnig den Tag beginnen! Bedenken Sie nicht, daß wir täglich an unser Sündenelend denken und die Barmherzigkeit Gottes anflehen müssen, damit sie uns um des Blutes Christi willen zu Gnaden an- und aufnehme? Bußpsalmen sollten Sie singen, aber nicht solche weltliche Lieder, wodurch Sie Ihre Sündenschuld noch häufen."

Ernst hatte ein sehr gutes Herz und wußte am rechten Orte viel zu ertragen; aber alle Unnatur und Heuchelei war ihm in den Tod zuwider. Dazu kam, daß ihn seine Lehrer vor diesem neuen Pharisäerthum mehr als vor dem Teufel gewarnt hatten; und Herr Grund war außer sich, wenn er auf diese Frömmlerbrut zu sprechen kam. Blos Rücksicht für den Professor, den Verhältnisse gezwungen hatten, den jungen Mann aufzunehmen, und der Umstand, daß der Aufenthalt desselben nur ein kurzer sein werde, bestimmte ihn, sich zu fügen

und ihn zu dulden. In Ernst hatte sich dadurch eine so entschiedene Abneigung gegen diese Leute ausgebildet, daß ihn seine gewöhnliche Ruhe verlassen konnte, wenn er über sie oder mit einem derselben sprach. Es bedurfte daher seiner ganzen Selbstbeherrschung, daß er sich nicht noch stärker ausdrückte, als ohne dies geschah.

„Lieber Jämmerling,“ so hieß der einem vornehmen Hause angehörende, etwa 23 Jahre alte junge Mann, „wenn Sie Sündenelend zu beseufzen haben, so beseufzen Sie es; ich will Sie ungestört lassen. Beten Sie Ihre Bußpsalmen, verdrehen Sie Ihre Augen, schlagen Sie mit Ihren, der Arbeit ohnehin nicht gewohnten Händen an die sündige Brust; aber lassen Sie mir meine Lieder! Ich habe kein Sündenelend; ich wüßte nicht, warum ich seufzen sollte. Ich habe keine Noth, ich bin gesund; es drückt mich nichts, als höchstens Ihre Seufzer. Ich bin kein liederlicher Schlingel, der Gnade und Barmherzigkeit bedarf. — Sehen Sie nicht, wie die Sonne freundlich heraufsteigt? Hören Sie nicht, wie alle Vögel ihr Lied anstimmen? Wie alles Leben heiter erwacht? Wird da dem lieben Gott mein heiteres Lied nicht besser gefallen, als wenn ich mich hinsetzte, die Augen verdrehte und Bußpsalmen betete, oder Lieder sang, die weder ich, noch sonst Jemand verstände? Wohl dem, der kein Sündenelend zu beseufzen hat!“

„Der Herr erbarme sich Ihrer Seele,“ seufzte Jämmerling. „Sie sind noch weit vom wahren Glauben entfernt, Sie kennen noch nicht das allgemeine Verderben der menschlichen Natur.“

„— Nein, das kenne ich nicht; obgleich ich weiß, daß ein Theil der Menschen seine Würde und seine Bestimmung vergessen hat, oder derselben durch eine schlechte Erziehung entrückt worden ist. Sehen Sie den Sperling an, der vor uns auf der Akazie sitzt, ist er verdorben, weil er ein Sperling und kein Adler ist? Betrachten Sie diese Rose! Wie herrlich blüht sie, obgleich mit Dornen umgeben!“

Mitten in diesen Fragen fing Ernst wieder an zu singen:

„O wunderschön ist Gottes Erde
Und werth darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!"

„So, lieber Jämmerling, singt ein braver Jüngling. So will ich fortsingen, mögen Andere, wenn sie es können oder vielleicht müssen, anstimmen:

„Ich bin ein wahres Rabenaas
Ein rechter Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
So wie das Roß die Zwibbel.
Herr Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In Deinen Gnadenhimmel!"

„Leben Sie wohl, lieber Jämmerling." Und damit hüpfte Ernst lustig weiter, indem er sang:

„Blühende Felder
Bunte Matten
Grüne Wälder
Kühle Schatten!
Wem das Herz da nicht
Auf zur Freude bricht,
Nicht von seinen Wunden
Mag im Lenz gesunden,
Der liegt schwer darnieder,
Schwer genes't er wieder."

Eine Reihe von Jahren war vergangen, die Ernst hier gelebt und seiner Ausbildung gewidmet hatte. Großen Dank war er seinen Wohlthätern schuldig, den er aber diesen mit wenigen Worten durch sein Leben und Wirken in Etwas abtragen zu wollen versicherte. „Ich will," versprach er diesen an gewissen Tagen, die ihn besonders zum Danke gegen den Prof. N. aufforderten, „das, was Sie an mir gethan haben, als ein Samenkorn betrachten, das auch für Viele eine segnende Aernte bringen soll."

Der junge Will hatte sein zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, als er auf den Rath seines Gönners und des Pflegevaters Grund, wie er denselben gern nannte, den Entschluß faßte, einige Jahre zu reisen, um die Verhältnisse und Zustände des Lebens in größerem Umfange kennen zu lernen.

An einem schönen Maitage verließ Ernst Will B., nachdem er noch den vorigen Abend in einem heitern Kreise verlebt hatte. Vom Prof. N., wie von dem Obergärtner, Herrn Grund, war er mit vielen Empfehlungen versehen, so daß ihm an verschiedenen Orten eine freundliche Aufnahme nicht fehlen konnte.

Siebentes Kapitel.

Ernst Will auf Reisen.

Unter den Mitteln zur Ausbildung junger Leute nimmt das Reisen keinen unwichtigen Platz ein. Wenn der Jüngling ausgelernt hat, soll er in die Fremde gehen. So wurde es früher gehalten, und so ist es zum Theil noch jetzt. Aber wie wenig nützt meist solch Reisen! Wer durch das Reisen etwas lernen soll, der muß bereits etwas gelernt haben, wenn er die Reise antritt. Unsere alten Vorfahren sagten von unwissenden Reisenden: Wenn ein Esel fortgeht, kommt ein Langohr wieder. Oder: Fliegt ein Gänslein über den Rhein, kommt ein Gickack wieder heim. Die meisten Handwerksburschen laufen ein Paar Jahre in der Welt herum, kommen meist eben so unwissend und sehr oft zerlumpt wieder zurück.

Davon hatte Herr Grund sehr oft mit Bedauern gesprochen, und Ernst hatte sich von ihm unterrichten

lassen, woher dies komme, und wie er mit dem größten Nutzen die Jahre, welche dazu bestimmt seien, benützen könne. Und er ging mit dem festen Entschlusse aus B. fort, jeden Tag seines Aufenthalts in der Fremde und jeden Punkt zu seiner praktischen Bildung zu benutzen.

Herr Grund hatte öfter gesagt, in die Fremde gehen, heiße nicht in's Blaue hinein laufen; man müsse vielmehr zunächst und hauptsächlich solche Orte besuchen, wo man Gelegenheit zur beruflichen Ausbildung finden könne, und ein Brauer werde daher einen andern Reiseplan zu machen haben, als ein Schneider oder Schuhmacher.

Der junge Will hatte es bei seiner Reise durchaus nicht bloß auf die gelehrte Gärtnerei abgesehen, je ungewisser es war, ob er gerade sie zu seinem Lebensberuf machen werde; desto mehr war es ihm um Erlangung von Kenntnissen zu thun, die unmittelbar in's Leben eingreifen. Als einen solchen Zweig der Gärtnerei betrachtete er die Obstbaumzucht. Ihr wollte er das erste Jahr seiner Reise hauptsächlich widmen, ohne deßhalb die Augen für andere Gegenstände zu verschließen. Er richtete seinen Weg daher zunächst nach Mähren, besuchte dann Ungarn, reiste durch Oesterreich nach Tyrol und verweilte am längsten in Main- und Rheingegenden. Er benutzte selten eine Fahrgelegenheit, sondern ging meist zu Fuß. Wer vom Wagen aus die Dinge erblickt, sieht davon wenig oder gar nichts. Es war ihm lieb, wenn er mit jungen Handwerkern zusammen reisen konnte. Und er benutzte stets die Gelegenheit, belehrend auf sie einzuwirken.

Da er noch nicht nach Oberschlesien gekommen war, so ging er langsam hindurch, verweilte namentlich in den Bezirken des Bergbaues. In der Gegend von Ratibor machte er sich mit dem Hanfbau bekannt. Ueberall richtete er aber seine Aufmerksamkeit auf die Zustände des Volks. Fand er Wohlstand, so suchte er die Quellen desselben auf und forschte eben so den Quellen der Armuth nach. Ein großer Theil der Einwohner Oberschlesiens

war damals dem Branntweinsoff ergeben und lebte mehr in einem thierischen als menschlichen Zustande.

Noch bevor er Schlesien verließ und unweit Jägerndorf nach Mähren hinüber ging, war es ihm ziemlich klar geworden, daß das Elend, in dem sich das Volk meist befand, seine erste Quelle in Unwissenheit habe. Die Schulen sind schlecht, die häusliche Erziehung nicht minder. Diejenigen, welche etwas für die geistige Hebung derselben thun könnten und sollten, erhalten es in dem Zustande der Dummheit und Verthierung. Nur daher ist es möglich, daß in einem von der Natur mit unermeßlichen Schätzen ausgestatteten, und keineswegs übervölkerten Lande so viel Elend herrschen kann. Wie groß er auch den Unterschied der Bildung zwischen Nieder- und Oberschlesien fand, so fielen ihm doch immer wieder seine hungernden Weber ein, die freilich in einer übervölkerten Gegend leben.

In Gleiwitz hatte sich ihm ein junger Mann angeschlossen, der sich noch in der Landwirthschaft ausbilden wollte. Ernst hatte sich wegen seiner gesunden Ansicht, die er über die große Armuth und Bettelei aussprach, zu ihm hingezogen gefühlt. Und da auch Ackermann, so war sein Name, nach Mähren wollte, so beschlossen sie zusammen zu gehen. Ackermann behauptete, wenn Alles so wäre, wie es sein sollte, so würde es zwar immer Aermere und Reichere geben; aber Bettler könnten nicht schaarenweis herumlaufen. Die Erde, meinte er, sei groß genug, daß jede Kraft ihre Beschäftigung und jedes wirkliche Lebensbedürfniß seine Befriedigung finden könne, worin ihm Ernst vollkommen beistimmte.

Beide hatten die Aussicht vom Altvater viel rühmen hören. In seiner Nähe sein und ihn nicht zu besteigen, hätten sich junge Männer nicht verzeihen können. Sie fanden aber die Luft nicht ganz rein. Und wenn man bei hellem Himmel östlich über das Oppaland bis an die Karpathen sehen kann, so mußten sie sich mit einem kleinern Kreise beschränken. Die Aussicht vom Altvater ist

übrigens auch bei klarer Luft von drei Seiten durch die ihn umgebenden Bergmassen beschränkt.

Der junge Will wollte eine Anstellung im forstbotanischen Garten in Brünn suchen und von hier aus Mähren, dessen Obstbau und Volkszustände, das Gemeindeleben, die Quellen der Noth und des Wohlstandes kennen lernen; und Ackermann hatte eine Empfehlung an ein Mitglied der dasigen mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft. Beide erreichten ihren Zweck und verweilten einige Zeit dort. Doch konnte Ernst gerade lange seinen Aufenthalt hier nicht nehmen. Er glaubte sich nicht auf deutschem Boden zu befinden, da er nur ausnahmsweise seine Muttersprache vernahm. Indeß war sein Aufenthalt insoweit nicht nutzlos für ihn gewesen, als er durch seinen Freund Ackermann einen Blick in die Landwirthschaft gethan und namentlich einige Notiz von der Viehzucht genommen hatte. War es auch nur eine Anregung, so hatte es deßhalb Werth, weil seine Aufmerksamkeit darauf hingeleitet worden war. Bei ihm, der sich schon in B. Kenntniß der Bodenarten erworben hatte und wußte, daß jede Pflanzenart ihren eigenen Boden verlangt, bedurfte es auch hier nur Andeutungen, und er verarbeitete diese.

Das nächste Ziel war Ungarn und wegen des botanischen Gartens in Pesth gerade diese Stadt, da der Kreis auch noch andere Bildungsmittel bietet. Aber auch hier fühlte er, daß die Unkenntniß der Landessprache ihn hindere, den Nutzen aus seinem Aufenthalt zu ziehen, der ihm unter andern Umständen sicher geworden wäre. Von den Deutschen ließ er sich aber die Anstalten und Ortschaften, deren Besuch ihm nützlich schienen, nennen. So besuchte er Duwowa, ein Dorf in der Sohler Gespanschaft, weil dort bedeutende Bienenzucht getrieben wird; Temeswar in der Temeser Gespanschaft, wegen seiner Seidenspinnerei und seines Weinbaues; Wersetz oder Werschütz, wegen seines Seiden- und Weinbaues, Lippa a. d. Maros, weil dort Maisbau und Bienenzucht getrieben wird, eben so Pakratz, Daruvar und Ujlak oder

Illok in Slavonien, wegen ihres Seidenbaues. Namentlich hatte er es aber überall auf die Obstbaumzucht, auf Behandlung und Gebrauch des frischen und gebackenen Obstes abgesehen.

Es ist uns nicht darum zu thun, den Lesern eine vollständige Reisebeschreibung unsers Will zu geben. Wir wollen ihn bloß mit ihnen begleiten und den Weg andeuten, den er genommen, wie die Gegenstände, worauf er besonders seine Aufmerksamkeit lenkte

Ernst war zu sehr deutsch, als daß ihm das Leben in den slavischen Ländern hätte zu längerem Verweilen reizen können. Aber er sah auch ein, daß, wenn man die Zustände im eigenen Lande richtig zu beurtheilen im Stande sein solle, müsse man durchaus wenigstens einen Blick in einige andere Länder gethan haben. Nicht ohne Absicht hatte er mit slavischen Ländern begonnen, weil die gegenwärtigen Verhältnisse und Zustände Schlesiens sich aus einer Verbindung deutscher und slavischer Elemente heraus entwickelt haben.

Es machte aber Ernst Freude, seinen Fuß wieder auf deutschen Boden zu setzen. Herr Grund hatte ihm einen längeren Aufenthalt in den österreichischen Staaten besonders empfohlen. Er besuchte zuerst Gratz in Steiermark, weil er von einem deutschen Colonisten in Ungarn einen Brief an ein Mitglied der dasigen Gesellschaft der Natur- und Landeskunde erhalten hatte, durch das er eine passende Anstellung zu finden hoffte. Das war indeß nicht der Fall, dafür wurde ihm aber eine gute Anstellung in einer der vielen wiener oder im schönbrunner Garten in sichere Aussicht gestellt. Er verweilte daher nur eine kurze Zeit in Gratz und wandte sich nach Wien, wo er längere Zeit blieb. Von hier aus war es ihm möglich, alle die für ihn wichtigen Punkte einer großen Umgebung kennen zu lernen, weil gerade hier eine Menge Vereine bestanden und er mit einigen bald in nähere Berührung kam.

Darauf wandte er sich nach Tyrol, verweilte lange

in der Schweiz, bereiste die Rheingegenden, besuchte Belgien und Holland, ging von dort nach Westphalen, worauf er Hannover und Mecklenburg nur flüchtig ansehend, die Provinz Preußen, die Mark und Posen besuchte. Wenn er gerade diesen Theil des preuß. Staates in seinen Reiseplan mit aufnahm, so hatte er zunächst nicht den Zweck, seine Garten- und landwirthschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, sondern die dort vorhandenen unbebauten großen Bodenflächen, die eines Anbaues fähig sind, kennen zu lernen. Wir müssen hierbei bemerken, daß Will sich auf seiner Bildungsreise auch zum Landwirth ausbildete. Daher dürfen wir uns gar nicht wundern, wenn wir ihn in Westpreußen eine derartige Stellung einnehmen sehen.

In Posen, wo er sich zuletzt aufhielt, erhielt er einen Brief von seiner Mutter, worin ihm die Krankheit seines Vaters mitgetheilt wurde. Er hatte ihn seit seiner Abreise von B. nicht gesehen. Er eilte daher in sein Heimathsdorf zurück.

Ehe wir ihm aber dahin folgen, müssen wir noch einige Züge aus seiner Reise nachholen. Es ist schon oben bemerkt worden, daß er gern mit jungen Handwerkern umging, und so viel als möglich bildend auf sie einzuwirken suchte. Auf seiner Wanderung durch Tyrol begegneten ihm unter anderen sechs Handwerksburschen, deren Aeußeres große Noth verrieth. Will, wohl gekleidet, holte sie ein. Der eine bat ihn um eine Unterstützung, indem er ihre gemeinschaftliche Noth schilderte. Will sah ihn an und fragte ihn, woher es komme, daß sie sich in solcher Noth befänden. „Ich," fuhr er fort, „reise in derselben Weise, wie Sie, und Sie sehen, daß meine Kleider in Ordnung sind und daß ich nicht nöthig habe, Jemanden auf der Straße anzusprechen."

„Ja," erwiederte derselbe, „ich bin schon so und so lange ohne Arbeit und meine Kameraden ebenfalls."

„Mag sein," entgegnete Will, „aber man muß in guten Tagen auf solche Fälle Rücksicht nehmen."

„Das geht nicht, man kann zu wenig ersparen. Das

Lohn ist zu gering, und, was man verdient, geht wieder drauf.“ So meinte ein Zweiter der Gesellschaft.

„Ja, das geht wieder drauf! — Nach Ihrer Sprache sind Sie Schlesier. Dann sind wir Landsleute und wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir heute in Insbruck miteinander Abend essen und Sie sollen meine Gäste sein.“

Das wurde mit Dank und Freude angenommen. Die sechs Schlesier erzählten nun treuherzig dem hinzugekommenen siebenten ihr Schicksal und wie sie so herunter gekommen waren. Merkwürdig genug waren es Leute von verschiedenem Gewerbe, die aber, wie Will bald aus seiner Unterhaltung mit ihnen erfuhr, meist ihr Fach nur oberflächlich erlernt hatten, und wenn einer oder der andere darunter war, der tüchtig sein konnte, so glaubte er auch fertig zu sein. Alle kannten aber ihr Geschäft nur mechanisch. Es war ein Färber dabei, der nicht die geringsten chemischen Kenntnisse besaß; ein Tischler, der keinen Zeichnenunterricht erhalten, ein Schuhmacher, dem die Lederkenntniß abging, ja, sie wußten nicht einmal, wo sie dieselben erwerben sollten. Der darunter befindliche Schneider verrieth gute Kenntnisse über sein Fach; aber er schien wenig von dem Fleische an seinem Körper zu haben, was dem Schneider zur Betreibung seines Berufs so sehr nothwendig ist.

Alle waren aber gute, treue Seelen, die einander lieb hatten, und die auch Will bald als Landsleute lieb gewann. Beim Abendessen; so einfach es war, schlossen sie sich noch genauer an einander an. Sie wunderten sich über Will, daß er so im Stande war, für ihrer sechs zu bezahlen, da sie kaum für sich etwas besaßen. „Sie müssen gute Einkünfte gehabt haben.“

„Allerdings, aber Sie haben sie vielleicht auch gehabt, Ich bin in Wien gewesen; Sie vielleicht auch. Doch ich besitze eine Kunst, die Ihnen wahrscheinlich fremd ist, und die ich Ihnen, wenn wir länger hier beisammen bleiben, recht gern mittheilen will.“

„Ei, das ist sehr schön;“ riefen Alle wie aus einem Munde. „Aber sie ist wohl sehr schwer?“

„Wohl, aber nicht so, daß nicht Jeder von Ihnen sie lernen und üben könnte, wenn er will.“

„Will? wer sollte nicht wollen?“

„Und darauf allein kommt's an. Wir wollen hoffen. Für's Erste müssen wir sehen, ob unser Aufenthalt auf längere Zeit hier möglich sein wird, ob Sie werden Arbeit, ob ich werde hier eine Stelle finden.“

Das Geschick war ihnen im Allgemeinen günstig, nur zwei Schuhmacher mußten weiter wandern.

Man hatte sich verabredet, nächsten Sonntag in dem Wirthshause zum „lustigen Finken“ zusammen zu kommen, da würden noch viele andere Handwerker zugegen sein. Will ward eingeladen und versprach hinzukommen. Er trat in eine mit Handwerksgesellen gefüllte Bierstube, in der die Rauchwolken ihm kaum die bekannten Landsleute herausfinden ließen. Der Schneider erkannte ihn zuerst. „Willkommen, braver Landsmann,“ rief er.

Will ließ sich nieder; er wollte sehen und hören. Es wurden Bekanntschaften gemacht, die Sonntagsvergnügungen besprochen und dann verabredet, was man am folgenden Montag machen werde. Denn arbeiten werde doch kein braver Geselle, das sei bloß für Lehrburschen. Man theilte sich mit, was man verdient habe, und das müsse todt geschlagen werden. „Ja,“ erhob sich der Schneider, tanzte auf einem Beine in der Stube und sang:

„Ja, todtgeschlagen, todtgeschlagen,
's muß Keiner was nach Hause tragen.“

Und im Chor wiederholten die Andern:

„Ja, todtgeschlagen, todtgeschlagen,
's muß Keiner was nach Hause tragen.“

Man drängte sich an den Schneider heran und rief einmal über das andere: „Du bist ein braver Kerl. Willkommen, lieber Schlesier!“

Der das Wort vor allen andern hatte, war aber auch ein Schlesier; er wurde von seinen Kameraden der „Roth=

wälder" genannt, von seinem Heimathsorte Rothwalde. Er war seines Handwerks ein Schuhmacher und arbeitete in einer hiesigen Schuhfabrik.

„Aber," fuhr er fort, „unsere braven Landsleute wissen ja gar nicht, wie wir so hier das Leben genießen. Wir müssen sie näher damit bekannt machen. Heut Abend ist Tanzmusik drüben im Saal zum „lustigen Finken," Morgen geht's," fuhr er auf einem Absatz sich drehend, fort, „zum Thor hinaus.

Leben dort in Saus und Braus,
Und kehren erst sehr spät nach Haus!

und" indem er bald rechts bald links taumelte, um die Trunkenheit anzuzeigen, „kippenüber, kipperüber."

„Es werden auch heut Abend," fügte der Baier hinzu, „viel Mädel da sein. Ich tanze wieder mit der Anndl, die neben den „Ursulinerinnen" wohnt." — „Ich," schrie ein Anderer, „mit der Diedl, aus der Neustadt." — „Und ich mit der Susl, vom Rennplatz!" Ein Dritter: „Und ich mit der Rosl, die nicht weit vom Rathhause immer so freundlich aus dem Fenster guckt." Und so schrie Alles durcheinander, daß es ganz bunt wurde.

Unter andern Umständen hätte sich Will entfernt. Aber er hatte sich die Aufgabe gestellt, da zu bleiben, nicht um das Treiben kennen zu lernen — das war ihm von allen Seiten bekannt, und er wußte, daß darin eine Hauptursache des Verarmens unsers Handwerkerstandes liegt. Er wollte vielmehr nur versuchen, ob es ihm gelingen werde, einige der jungen Leute für eine bessere Lebensansicht und für edlere Genüsse zu gewinnen, wie es ihm sonst schon wiederholt gelungen war. Es war schon ziemlich spät geworden. Die Musik zum Tanz begann bereits im Saal. Viele gingen fort ihre Mädchen zu holen. Auch Will hatte sich mehrmals entfernt, hatte aber seinen Landsleuten versprochen, zu warten, bis sie mit nach Hause gingen. Es war gegen 11 Uhr Abends, als er wieder in die Gesellenstube kam, wo man sich von dem Tanzvergnügen des Saals etwas erholte. „Das ist brav von Ihnen,

Will!" rief ihm der lustige Schneider entgegen, „daß Sie uns treu bleiben. Ja, hier ist's besser als auf der Landstraße, wo wir uns trafen. Und Morgen geht das Stück da capo. Ja, à propos, da fällt mir ein, Sie haben ja versprochen — hört einmal Kameraden, hört, rasch hierher! — Sie haben ja versprochen, uns die Kunst zu lehren, wie man nicht in so verfluchte Verlegenheit kommen kann, wie wir damals waren, als wir uns trafen."

„Ich habe es versprochen und will mein Wort halten; es kommt aber sehr darauf an, ob Ihnen mein Recept gefallen wird. Jedenfalls sind Sie heut nicht aufgelegt dazu, sich solche Künste lehren zu lassen. Aber, wenn Sie wollen, morgen."

„Ja morgen, das ist prächtig. Morgen ist blauer Montag. Ja, ja ein Kunststück, ein Kunststück!" wurde im donnernden Chore wiederholt.

„Ihr Schneider seid doch vortreffliche Kerle," rief der Tischler, „Ihr macht Leute. Wie sahen wir vor Kurzem auf der Landstraße noch aus, wie der breslauer Fetzpopel."

Der Schuster aber hatte zu tief ins Glas gesehen, der verstand keinen Spaß und rief: „Halt's Maul, ich schlage Dich sonst, daß Dein Witz in der Stube herumspritzt. Siehst Du nicht selber aus, wie die Mutter Maria von Pegau, der die Mäuse das Gold abgeknabbert haben? Willst von mir reden und siehst noch aus, wie ein ausgenommener Häring und eine ausgestreifte Endewurst."

Man lachte über den Schuster. „Ja, lacht nur, lacht!" rief er. „Ein braver Geselle tanzt und trinkt, und sitzt nicht da, als wenn ihm der Herbst erfroren wäre und als sollte man Herrgottel aus ihm schnitzen."

„Was," schrie der Baier, „das ist eine Beleidigung für Alle: Ich will den schlesischen Schuster dreschen, daß er aussehen soll, wie ein getüpfelter Tanzboden."

„Laßt'n, laßt'n," rief ein Sachse, „er hat gesoffen wie ein Bürstenbinder und sieht aus wie eine Pflaume, die am Scharlachfieber stirbt."

Es würde noch zu ernsteren Berührungen gekommen sein, wenn nicht Einer auf eine kluge Weise die Scene noch zu rechter Zeit beendigt hätte.

„Rothwälder," rief er. „Deine Rosel wartet auf Dich; es führt sie sonst ein anderer zu Hause."

„Dem soll der Teufel das Licht halten, der sich untersteht; ich schlag ihn weich, wie Schafleder."

„'s ist gut, 's ist gut," erwiederte eine verständige Stimme, „geh' nur! Morgen ist Montag, da treffen wir uns in der Schenke zum „Blauen Montag." Gute Nacht."

Will hatte es auch satt, da er in solche Gesellschaft nur selten zu kommen pflegte; nämlich nur dann, wenn er, wie im vorliegenden Falle, eine Absicht erreichen wollte. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den Sonntag Nachmittag auf diese Weise zu opfern.

Es war für den folgenden Tag ein Punkt in der Stadt bestimmt worden, wo sich die Bekannten und einige von diesen dazu Eingeladenen treffen wollten.

Der Montag Nachmittag kam, der Rausch war ausgeschlafen. Es fanden sich die Meisten der Erwarteten ein. Will war einer der ersten. Als eine ziemliche Zahl versammelt waren und Einzelne vom Aufbruch nach dem „Blauen Montag" zu munkeln anfingen, nahm der Schneider das Wort. „Ich schlage vor," rief er, „daß wir nicht eher hier fortgehen, bis uns unser wackrer Freund Will die Kunst gelehrt hat, immer Geld zu haben und nicht in zerflackermentirten Röcken auf der Straße und in der Welt herumzulaufen. Seid Ihrs zufrieden?"

Alle riefen: „Ja!" Und man drang nun in Will, ihnen mitzutheilen, wie dies zu machen sei.

„Für Schwächlinge, meine Freunde," sagte dieser, „ist aber die Sache nicht angethan. Es setzt festen, entschiedenen Willen voraus, der sich durch kein Hinderniß von der Erreichung seines Zieles abwenden läßt. Wie sieht's aus?"

„Wir sind brave Kerl's, was wir uns vornehmen, das werden wir durchsetzen," rief man.

„Gut," entgegnete Will; „und es ist Nichts, dessen Sie sich je zu schämen haben sollen. Aber Sie müssen mir nicht übel nehmen, wenn ich vielleicht Fragen an Sie richten werde, die ich unter andern Umständen mir nicht erlauben dürfte und die Sie mit Recht zurückweisen würden. Aber ich habe Ihr Vertrauen, und will es benützen."

Will fing nun beim Ersten an und fragte der Reihe nach jeden Einzelnen, wie viel er am Samstag Lohn erhalten habe und wie viel davon noch übrig sei, was er sorgfältig, wie es ihm gewissenhaft mitgetheilt worden war, notirte. Es ergab sich am Schluß, daß alle mehr als die Hälfte, einige sogar schon $\frac{3}{4}$ und darüber verausgabt hatten. Vom Reste, das gestand man sich ein, und es war bereits gestern ausgesprochen worden, würde heute nicht viel zurückgebracht werden. Darauf machte Will sie aufmerksam und sagte ihnen nun aufrichtig: „Sehen Sie, so viel hab' ich eingenommen, so viel ausgegeben, so viel ist für die Woche bestimmt und so viel behalt' ich übrig. Ich mache es mit meiner Einnahme so. Ich theile sie in zwei Theile; erstens, was ich zu meiner Unterhaltung bedarf, und zweitens, was ich erspare. Wenn ich eine Woche an einem Orte gelebt habe, dann weiß ich in der Regel schon, wie ich einzutheilen habe. Von dem, was für die Bedürfnisse bestimmt ist, nehme ich einen Theil zu außerordentlichen Ausgaben, als da sind: ein Vergnügen, oder für den Fall, daß ich länger ohne Einnahme bliebe, als ich will, oder daß ich erkranke. Der ersparte Theil wird nie, wenigstens nur in den seltensten Fällen angegriffen. Bei mir ist dies nur Einmal, so lang ich in der Fremde bin, geschehen. Ich betrachte ihn als für mich gar nicht vorhanden. Ich habe heut und gestern, wo ich mehr als sonst, und zwar nur, um mein Versprechen, in Ihrer Gesellschaft zu sein, zu erfüllen, verwendete, den zwanzigsten Theil meiner Einnahme ausgegeben, und bin daher noch im Besitz von $\frac{19}{20}$ derselben, während Sie nur noch $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{4}$, morgen früh wahrscheinlich nicht viel mehr als Nichts besitzen werden. Die ganze Kunst also, daß man in solche

Verlegenheiten, wie die war, in der Sie sich neulich befanden, nicht komme, besteht bloß darin, stets weniger auszugeben, als man im Allgemeinen verdient."

„Aber, dann würde man," nahm der Rothwälder das Wort, „gar keine Lust haben und man würde in der Welt herumgehen, als —"

„Es ist wahr, eine solche Lust, wie die gestern Abend war, die bloß in Bier und Schnappstrinken, wie darin besteht, irgend ein Mädchen von einem Tanzboden zum andern zu führen, und die bald damit geendet, daß Sie mit Stühlen und Schemelbeinen, oder mit Bierkufen die Unterhaltung fortgesetzt hätten; eine solche, wie etwa heut wieder in Aussicht steht, würde sich nicht damit vereinigen lassen. Dagegen stehen uns eine Menge anderer Vergnügungen, die besser und zugleich wohlfeiler sind, zum Genuß bereit."

„Würde uns nicht da Sonntag und Montag verloren gehen?" bemerkte der Tischler. „Die Jugend muß lustig sein und muß toben."

„Jeder hat seinen freien Willen. Ich habe schon voraus bemerkt, daß es hier bloß auf den Willen ankommt. Wohin Ihre Weise, das Leben zu genießen, führt, haben Sie bereits erfahren. Sie verwandelt die Kleider in Lumpen und macht aus kräftigen Jünglingen herumstreichende Bettler."

„Wenn man sich," nahm der ernste Färber das Wort, „die Sache recht überlegt, so hat unser Freund Will recht. Aber ich sehe noch nicht recht ein, wie wir bei dem wenigen Verdienst, den wir haben, in eine bessere Lage kommen können."

„Nun, das will ich Ihnen, wenn es Ihnen recht ist, schon auseinandersetzen, falls Sie nicht ohne Weiteres in den „Blauen Montag" eilen wollen. Aber ich erinnere Sie an den gestrigen Abend. Wie viel junge Leute haben Sie da in einem Zustande gesehen, auf den Sie gewiß nicht stolz sein können. Hab' ich unrecht, wenn ich sage:

„Das Died'l verderbt's Fried'l; das Kand'l und's Annd'l verführen zu einem schlimmen Wandel; das Gekosel mit der Rosel bringt um Rock und Hosel? Und wenn der Tischler denkt an's Kätl, so vergißt er's Bretl. Saufen bringt zum Laufen. Wo Saufen eine Ehre ist, da ist Speien keine Schande."

Will wunderte sich, daß man ihm so lange zuhörte. Man muß, dachte er, das Eisen schmieden, weil es warm ist. „Nun," fragte er, „wollen wir jetzt in den „Blauen Montag" gehen?"

„Nein," riefen mehrere Stimmen wie aus einem Munde. „Theilen Sie uns weiter mit, wie wir unsere Zeit und unser Geld besser anwenden können."

„Das ist brav," rief Will; „so hab ich mich doch in Ihnen nicht getäuscht. Ich habe Ihnen gestern einen Tag geopfert, opfern Sie den heutigen mir, und Sie können dann thun, was Sie wollen. Ich werde auch wieder meinen Weg für mich gehen, wenn keine Vereinigung unter uns möglich sein sollte."

„Fast schäme ich mich, wenn ich an gestern denke," bemerkte der Schuster. „Aber fahren Sie nur fort, ich will Ihnen heut zuhören bis in die Nacht."

„Wir auch," riefen Alle.

„Gut, so wollen wir hier eine Kufe Bier trinken und ein Butterbrod essen, und wir setzen dabei unser Gespräch fort."

„Sehen Sie, meine Freunde, wir alle gehören einem Stande an, welcher nächst dem Bauernstande der wichtigste im Staate ist. Der Gewerbstand liefert dem Bürgerstande die Mehrzahl seiner Glieder. Mögen wir uns nun später in der Stadt oder auf dem Lande niederlassen, wir werden dann Mitglieder der Gemeinde. Das Wohl einer Gemeinde hängt aber von der Tüchtigkeit seiner Glieder ab. Glauben Sie, meine Freunde, daß diese Tüchtigkeit in der Kunst besteht, zu saufen, sich herumzutreiben und liederlich zu leben? Wer wird ein tüchtigerer Bürger sein, ein geschickter oder ungeschickter, ein kenntnißreicher

oder unwissender Gewerbsmann? Wer wird am besten in der schwierigen Zeit fortkommen, ein Solcher, der mit Schulden, oder der mit eigenen Mitteln beginnt? Sie werden darüber nicht in Zweifel sein. Sie werden auf Ihren Reisen so gut als ich wahrgenommen haben, wie es jetzt geht. Der junge Handwerker läßt sich, nachdem er ein paar Jahre in der Welt herumgelaufen ist, oft auch ohne dies gethan zu haben, — an irgend einem Orte nieder, borgt sich jeden Kreuzer, den er zum Anfange bedarf und ist in wenig Jahren für das Armenhaus reif."

„So ist's, so ist's," riefen mehrere Stimmen; „Will hat Recht."

„Oft," fuhr er fort, „treffen den Gewerbsmann, der nur ein unsicheres Einkommen besitzt, ohne sein Verschulden Unglücksfälle, die ihn an den Bettelstab bringen; dagegen kann sich Niemand schützen. Aber es ist jedes Jünglings Pflicht, Alles abzuwenden, was abzuwenden geht."

„Was könnten wir," fragte der Schneider, „wohl thun, um einmal, wo wir uns auch ein Hauswesen gründen, so wacker als möglich dazustehen?"

„Ich bin," sagte Will, „viel mit verständigen und erfahrenen Männern umgegangen und ich will Ihnen mittheilen, was ich von denselben und aus eigenen Beobachtungen gelernt habe.

Wenn wir unsere Stelle einst im Leben ausfüllen und unser Bleiben — ich will nicht sagen Fortkommen, denn sehr Viele kommen ohne daß sie wollen fort, haben wollen, so müssen wir eine tüchtige und zeitgemäße Kenntniß unseres Berufs, wir müssen Kenntniß des Landes, seiner Verfassung und Gesetze, wir müssen endlich die erforderlichen Mittel zur Begründung und Betreibung unseres Berufes besitzen. Alles das müssen wir uns also jetzt erwerben."

„Aber, wie sollen wir es denn anfangen, um uns das Alles zu erwerben?"

„Wer so weit gekommen ist, dies einzusehen, der hat

schon einen bedeutenden Schritt gethan, das zu erlangen, was er sucht. Ich habe es so gemacht. Erstlich hab' ich nie geglaubt, daß ich ausgelernt habe, sondern, daß jeder Punkt, wo ich stehe, eine Schule für mich ist, meine Kenntnisse zu erweitern. In den Stunden des Feierabends hab' ich mich allein oder mit gleichstrebenden Freunden hingesetzt und ein nützliches, lehrreiches Buch gelesen. Wenn ich an einen Ort kam, erkundigte ich mich nach den Bildungsanstalten desselben und benutzte sie treu."

„Was wird es aber hier in Insbruck zu lernen geben?" bemerkte der Schuster.

„Sehr viel, lieber Freund, wir werden darauf zurückkommen. Wie ich es mit meinem Erworbenen mache, hab' ich bereits angedeutet. Ich verwende nur einen gewissen Theil, so viel als nöthig ist, um ordentlich zu leben, mich anständig zu kleiden. Dabei versage ich mir kein wirkliches Vergnügen und habe immer noch etwas zu ungewöhnlichen Ausgaben bereit. Durchschnittlich habe ich stets mehr als die Hälfte meiner Einnahme erspart, die ich entweder an meinem Aufenthaltsorte in der Sparkasse sammelte oder einem zuverlässigen Kaufmann zur Aufbewahrung gab. Von Zeit zu Zeit ließ ich die Summe für mich durch einen Kaufmann oder Banquier (Wechsler) in die Sparkasse zu B. zahlen, wo sie immer Zinsen trägt, bis ich mich selbst einrichten werde."

„Höre, Rothwälder," rief der Tischler, „wie gefällt Dir die Sache?"

„Na, Katzbächer (unter diesem Namen ward der Tischler gerufen), wenn Dir so gut wie mir, so fängst Du schon diese Woche an. Ich will," rief er, mit kräftiger Faust auf den Tisch schlagend, aus, „ich will kein ehrlicher Kerl sein, wenn ich nicht noch diese Woche anfange, die Hälfte meines Lohnes zurückzulegen. Wöchentlich einen Gulden, macht im Jahr 50 Gulden, und wenn auch noch ein paar abgingen, immer noch eine schöne Summe. Ich bin noch ein junger Kerl. Unter 6 Jahren laß ich mich noch nicht

als Meister nieder. Dann hab ich 2—300 Gulden, ich kann mich einrichten, kann mir das Leder im Ganzen und gut kaufen, kann also auch gute Waare liefern. Ich brauche nicht mit Schulden anzufangen und das wird ein herrliches Leben sein. Und das alles mit selbstverdientem Gelde." Dabei sprang er auf, drehte sich mit dem Absatz in der Stube herum, als wenn er im „Blauen Montag" wäre und rief: „Goldener Will, Sie bekommen die ersten Stiefeln, die ich als Meister mache."

„Und von mir den ersten Rock, der aus meiner Werkstatt hervor geht."

Will glaubte, er träume, aber es war Wahrheit. Alle Anwesenden waren fest entschlossen, die Grundsätze des Will und dessen Lebensplan zu den ihrigen zu machen.

„Mögen die Andern," sagte der Tischler, „tanzen und saufen und mit Ros'l und Annd'l laufen, mich sollen sie ungeschoren lassen! Sind wir nicht rechte Esel gewesen? Was man in sechs Tagen sauer verdient, an zwei Nachmittagen todtzuschlagen, um einst einmal Armeritter zu backen, mit Schulden anzufangen und mit Elend aufzuhören?"

„Nun ganz bin ich Ihrer Meinung nicht. Man soll nicht nur selber gut sein; man soll auch dafür sorgen, daß Andere es werden. Wie, wenn ich auch so gedacht hätte, als ich Sie traf?"

„'s ist wahr," sagte der Schneider, „wir wollen jeden Gesellen, den wir für uns gewinnen können, zu gewinnen suchen."

„Das ist abgemacht," fuhr der Tischler fort. „Wir arbeiten fleißig, saufen nicht, sondern sparen und geben uns Mühe, unsern Keis zu erweitern. Aber wie machen wir es denn, um Etwas zu lernen? Das muß doch auch sein?"

„Wäre dazu nicht der Montag gut?" fragte Will. „Bilden wir einen Montagverein für unsere Ausbildung, an dem jeder Geselle Theil nehmen darf, der unsere Grundsätze theilt und für deren Verbreitung zu wir-

ken verspricht. Denn wenn es soll mit dem deutschen Handwerkerstande besser werden, so müssen diese Grundsätze allgemein werden."

„Auch den Sonntag!" riefen die Meisten.

„Nun, ich bin es zufrieden," meinte Will. „So hören Sie denn meinen Vorschlag. Im Laufe dieser Woche werden wir uns bei unsern Ausgängen nach den Merkwürdigkeiten des Orts erkundigen. Nächsten Sonntag wollen wir uns mit der Geschichte und Geographie Tyrols bekannt machen, Montag mit der Betrachtung der Sehenswürdigkeiten des Orts beginnen. Insbruck hat 12 Kirchen, wir wollen sie, besonders aber die Hof- oder Franziskaner-Kirche mit dem Denkmal Maximilian I. besuchen, wobei ich Ihnen dann beiläufig das Merkwürdigste aus seiner Regierung mittheile. Wir besehen die Burg mit den Kaiserzimmern und vergessen nicht, das Grab des Andreas Hofer zu besuchen, der 1810 zu Mantua erschossen ward. Das soll für uns ein Wallfahrtsort sein. Der Mann hatte Grundsätze und wußte für dieselben zu sterben. Diese Leute sind selten. Ich achte Hofer hoch, so wenig ich zu denen gehöre, die sich für das Haus Oesterreich todtschießen lassen möchten.

Wir machen uns dann mit guten Büchern bekannt, lesen sie gemeinschaftlich, schließen uns an einen Gesangverein an, oder bilden einen besondern Gesellen-Singverein. Ist hier eine Gewerbeschule, so besuchen wir sie. Kurz, wir verwenden unsere freie Zeit zu unserer allgemeinen und beruflichen Ausbildung."

Und so geschah es. Die jungen Männer hielten Wort. Ihr Kreis erweiterte sich. Gern möchte ich noch ausführlicher darüber berichten, aber ich muß abbrechen. Nur bemerken will ich schließlich, daß die Gesellschaft unsern Will sehr ungern aus ihrer Mitte scheiden sah. Sie begleiteten ihn weit und versicherten ihm nicht nur wiederholt ihren Dank, sondern auch, daß sie treu die angenommenen Grundsätze befolgen und denselben überall Anhänger zu verschaffen suchen würden. So viel uns bekannt,

wurden die Gesellen, welche diesem Vereine angehört hatten, überall gern in Arbeit genommen; denn sie waren eben so geschickt als kenntnißreich und, worauf es hauptsächlich ankam, sie führten sich gut.

„Was kann man in Innsbruck lernen!" hatte früher der Schuster gesagt. Will blieb nur 6 Monate da, aber er zeigte jedem Einzelnen, wie viel auch der kleinste Ort Gelegenheit dem zur Erweiterung seiner Kenntnisse biete, der sich fortbilden will. So besuchten sie eines Tages die dasige Lederfabrik, nachdem Will aus einem guten Buche, das er aus einer Bibliothek geliehen, einen Abschnitt darüber, über die Thiere, deren Häute benutzt werden, über deren Zubereitung, über Lederhandel und Lederverbrauch gelesen hatte. Will wollte besonders dem Schuhmacher zeigen, daß es auch für ihn, wenn er nicht blos auf der niedrigsten Stufe der Gewerbsbildung stehen bleiben wolle, sehr viel zu lernen gebe. So hatte er denselben früher einmal, bei Gelegenheit eines Streites mit einem andern Gesellen desselben Gewerbes, äußern hören: Ich verstehe meine Sache; ich habe schon vor zwei Jahren ausgelernt.

Will, dem diese Ansicht bei jedem Menschen zuwider war — er war ja bei Herrn Fertig in die Schule gegangen — erinnerte ihn später bei einer passenden Gelegenheit an die erwähnte Aeußerung und knüpfte die Frage daran: „Wenn ist wohl ein Schuh gut?"

„Nun, wenn er paßt und lange hält."

„Wohl, wenn paßt er?"

Staunen und Schweigen. Will fuhr fort: „Der Schuh soll eine Bedeckung des Fußes sein. Er soll diesen schützen; aber nicht in seiner Lebensthätigkeit hemmen. Gut wird er also nur dann sein, wenn er außer der mit Recht erwähnten Haltbarkeit auch so beschaffen ist, daß er in keiner Weise hemmend und störend auf das Leben (den Organismus) desselben einwirkt. Die Leisten sind recht gut, aber die menschlichen Füße sind nicht von Holz." Und da eben Vorlesungen gehalten wurden über den mensch-

lichen Körper, so nahm Will unsern „Rothwälder" mit hin. Wie erstaunte er, als er den Bau des Fußes behandeln hörte!

„Wer hätte das in Innsbruck gesucht," rief er aus. „Man ist aber doch ein rechter Esel, wenn man glaubt, man habe ausgelernt, wenn die Lehrjahre vorüber sind. Wie gut ist's auch, daß Sie uns die Augen geöffnet haben."

So suchte Will auf jeden Einzelnen, wo er ihn in einer freien Viertelstunde traf, einzuwirken. Die Sonntage und Montage waren nun, ohne daß Heiterkeit, Scherz, Gesang ausgeschlossen war, Bildungsvereine, die den größten Einfluß auf die jungen Leute übten. Freilich konnten sie nicht stets in Innsbruck bleiben, sie gingen auseinander, der eine hier-, der andere dorthin. Aber sie hatten das Bedürfniß der Weiterbildung in sich. Und wenn sie an Orte kamen, so benutzten sie die vorhandenen Bildungsmittel und bildeten mit Gleichgesinnten einen ähnlichen Verein. Freilich ein Ernst Will war nicht überall. Das fühlten sie auch, als er sie in Innsbruck verließ.

„Ei," sagte er ihnen aber ermuthigend, „was ist's, wenn ich auch gehe; es bleibt ja eine ganze Gesellschaft Ernst Will's zurück. Jeder von Ihnen ist ein Ernst Will; denn nur so lange, als er dies ist, wird er in der Welt etwas leisten. Ein deutscher Jüngling — und es gilt auch vom deutschen Gesellen, der ein deutscher Bürger werden soll, muß auch die bedeutendsten unserer Dichter und andere hervorragende Männer kennen. Ich gebe Ihnen als Denkspruch ein Wort Goethe's: „Wer auf dem Sinne beharret, der bildet die Welt sich!" Streben Sie stets nach etwas Tüchtigem. Beharren Sie in diesem Streben, und ein Jeder von Ihnen wird sich seine Welt bilden. — Sehr viele von den deutschen Handwerkern, die in den Armenhäusern oder im Hospital starben, haben sich eben diese Welt gebildet."

So wie hier, suchte Will überall gerade auf die jungen Leute des Handwerkerstandes einzuwirken, weil, so

lange dieser in leichtsinniger Vertrödlung der schönsten Lebensjahre aufwächst, wie jetzt geschieht; so lange er unwissend und mittellos sein Geschäft beginnt: eine bessere Zeit für unser Vaterland, wie schon bemerkt ist, nicht zu erwarten ist.

Wie Will in der Schweiz und am Rhein das Gemeindeleben und die bürgerliche Verfassung kennen lernte und sich in andern Gegenden wieder mit andern Gegenständen vertraut machte, das kann ich eben so wenig, wie etwaige Abenteuer, die er erlebt hat, hier erzählen, weil es unserm Hauptzweck fern liegt, aber wir werden in den nächsten Kapiteln schon Gelegenheit haben, zu zeigen, daß er seine Zeit überall gut benutzt hat.

Achtes Kapitel.

Ernst Will's Heimkehr ins Vaterdorf, und wie er sich dort ansässig macht.

Als Ernst Will in Strebmannsdorf ankam, fand er zwar seinen Vater noch lebend, und dieser hatte noch die Freude, seinen wackern Sohn zu sehen und zu segnen; aber bald darauf starb er. Die Mutter betrübte sich darüber sehr. Ihr Schmerz wurde noch dadurch erhöht, daß sie bald auch ihren Ernst wieder scheiden sehen sollte. Denn wie konnte sie daran denken, daß er je in Strebmannsdorf bleiben werde und könne. Er selbst hatte nicht daran gedacht.

Und dennoch geschah es. Wenn etwas sein soll, so schickt es sich oft wunderlich. So war es hier. In seiner Abwesenheit war der alte Grundherr gestorben, und da das Dorf in einer schönen Gegend lag, so hatte es

vor Kurzem ein junger Herr von Volksleben gekauft. Dieser war eben zu der Zeit, als Will in B. war, auf der dasigen Universität und besuchte den Garten, in dem Will lebte, sehr häufig; Beide wurden einander bekannt, da sich Herr von Volksleben stets an den jungen Will wandte, so oft er den Garten besuchte. Je mehr er mit ihm verkehrte, desto lieber gewann er ihn auch. Bei Gelegenheit des Todes des Webers Will erfuhr er zufällig, daß der Will, den er in B. kennen gelernt hatte, der Sohn desselben sei. Und da man ihm mittheilte, daß er hier sei, so ließ er ihn um einen Besuch bitten.

Auch Will war freudig überrascht, und ging sofort aufs Schloß, wo er wie der Freund des Hauses empfangen wurde.

„Dem Himmel Dank," rief Herr von Volksleben aus, „daß ich wieder einmal einen Menschen gefunden habe, mit dem ich sprechen kann; eine Seele, die mit mir gleich fühlt und empfindet."

„Sie sind," bemerkte Will, „vielleicht noch zu neu hier, Herr von Volksleben, um genug Bekanntschaften zu haben."

„Nein, lieber Will, nicht zu neu; ich kenne bereits mehr als zu viel. Im Dorfe Elend und Klagen, wer mich ansieht, dem soll ich helfen. Aber ich bin kein Gott und kein Rothschild, ich kann nicht. Der Schullehrer ist ein Mensch, den ich einmal gesprochen habe und den ich nie wieder sprechen will; er trägt einen großen Theil der Schuld an dem verwahrlosten Zustande der Gemeinde. Er ist ein höchst beschränkter, unwissender, sein Branntweinsaufen mit Frommthun und Glauben beschönigender Mensch, der blos das eine Verdienst hat, daß er alt ist. Der Pastor verweiset die Elenden auf den Himmel; und wenn er die ganze Woche studirt hat, quält er Einen Sonntags mit zusammen gestoppelten Bibelsprüchen, daß man aus der Haut fahren möchte. Ich komme nicht mehr zu ihm, weder ins Haus, noch in die Kirche. Sehen Sie, so stehts hier."

Aus der Unterhaltung, die Herr von Volksleben mit unserm Will gehabt, hatte er bald genug erkannt, wie sehr sich derselbe in allen Zweigen, auch denen der Landwirthschaft, ausgebildet hatte. „Wie wäre es," sprach er zu ihm, „wenn Sie hier blieben!"

„Aber, Herr von Volksleben, was sollt' ich hier? Würde ich hier wohl einen Boden finden für eine angemessene Wirksamkeit?"

„Gewiß. Bewirthschaften Sie mein Gut; nicht als mein Beamter, sondern als mein Freund. Da fällt mir übrigens eben ein, daß hier die Scholtisei zu verkaufen ist. Wenden Sie Ihre Kenntnisse zum Besten des hiesigen Ortes und der Gegend an, Sie können auf meine Unterstützung rechnen. Die Scholtisei ist gut gelegen, hat vortrefflichen Boden, und von ihr aus bewirthschaften Sie mein Gut blos durch Ihren Rath."

Will schwieg eine Weile, ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. „Ich werde es mir überlegen," sagte er, indem er sich empfehlen wollte.

„Sie verweilen noch hier am Orte," sprach Herr v. Volksleben. „Sie würden mir eine Freude machen, wenn Sie bei mir wohnten. An Zimmern fehlt es nicht, denn ich wohne ganz allein hier."

Will nahm das Anerbieten mit Dank an. Beide standen sich geistig nahe und waren von jetzt an beinahe täglich beisammen. Unsern Will beschäftigte jetzt der Ankauf der Scholtisei. Er kannte sie wohl noch aus seinen Knabenjahren; aber schon damals wurde sie schlecht bewirthschaftet. Wie werden jetzt, dachte er, Felder und Gebäude aussehen.

Da in den nächsten Tagen der Verkaufstermin anstand, so beschloß er, wenigstens bis dahin hier zu verweilen. Der Mutter hatte er von diesem Gedanken noch nichts gesagt; sie konnte an so etwas nicht denken. In seiner Seele selbst war es nur ein hineingeblitzter Strahl. Er hatte aber gezündet, indem er sich sofort die Frage gestellt: Wie, wenn Du, von Herrn von Volksleben un-

terstützt, eine Umgestaltung der in allen Beziehungen versauerten Gemeinde versuchtest. Diese Aufgabe war zu schwer, um für den jungen Will, der eben das Schwere liebte, nicht viel Reizendes zu haben. Je mehr ihm von einer Seite die Unmöglichkeit einer befriedigenden Lösung von jedem Eingehen darauf abhalten wollte, desto stärker wuchs auf der andern Seite seine Neigung und sein Wille.

Als er so eines Tages, in Gedanken vertieft, vor dem väterlichen Hause unter der alten Linde saß, kam der Herr v. Volksleben, und rief ihm schon vor dem Gruße zu: „Aber, lieber Will, wo bleiben Sie denn so lange? Wollen Sie mich allein lassen, während Sie hier im Dorfe sind?"

„Ich dachte eben an die Scholtisei, die in diesen Tagen verkauft werden soll, und an Ihren Plan."

„Das ist schön von Ihnen. Kommen Sie, wir wollen uns die Sache ansehen."

Im Dorfe machte das nicht wenig Aufsehen, daß Will's Ernst, ein Webersohn, mit dem Grundherrn einherging, und daß dieser ihn sogar besuchte und abholte.

Alle Nachbarn steckten aber die Köpfe aus den Fenstern oder blieben stehen, als die beiden zum Hofthore der Scholtisei hineingingen, sich die Gebäude ansahen, Manches mit einander sprachen und dann aufs Feld hinausgingen, und die Aecker, Wiesen u. s. w. in Augenschein nahmen.

„Wos menst de wull," sagte Hannschrista-Karl, „ob ock der Harr die Schultsei keefa wird?"

„Nu, 's Geld hetta wull; aber 's sitt halt Olls zu zerschlehtert aus. De Aecker sein gutt, aber der ahle Schulze hotte lieber 's Branntweinglos, ols a Pflug en der Hand."

„Ich gleebe eher," meinte Förschterlapauersch-Bennje, „Will's Ernst hoht a Auge druf geworfa."

„Nee," sagten die Andern, „wo sellte dar 's Gald har ham, der Harr müßt's denn gahn."

Und so sprach denn bald das ganze Dorf von nichts Anderem als davon, daß die Beiden die Scholtisei angesehen.

Auf Will hatte der Zustand gerade keinen freundlichen Eindruck gemacht. Die Scholtisei ist wie das Dorf und das Dorf wie die Scholtisei. Nicht nur der Weber, auch der Boden liegt im Argen. Doch hatte er den Plan gefaßt. Sein Erspartes war dazu freilich nicht hinreichend, aber sein Freund versprach ihm jede Art von Unterstützung, um ihn nur in seine Nähe zu bekommen. „Die vernünftigen Menschen," sagte er, „sind ja in dieser, von der Frömmelei fast noch mehr als von dem Verfall der Weberei heimgesuchten Gegend so selten, daß man sie mit der Laterne suchen möchte."

„Herr von Volksleben, Sie machen eine seltene Ausnahme von Ihrem Stande, der ja jetzt nicht fromm und gläubig genug, wenn auch nicht sein, doch wenigstens scheinen kann."

„Erinnern Sie mich nicht daran. Sprechen wir lieber von den Einrichtungen, die wir machen, wenn Sie Besitzer des Gutes sind!"

„Wir wollen doch erst warten, bis ich's bin. Herr Grund, den Sie ja auch kennen, hat mir gelehrt, meine Pläne nicht in die Luft zu bauen."

Noch Vieles wurde hin und her gesprochen, mancher Wunsch wurde laut, wie der Gemeinde aufzuhelfen sei. Will ging mit in's Schloß, so ungern er es einerseits that; aber am Tage war er meist bei seiner Mutter, und saß, in einem Buche lesend, unter der Linde, auf die er einst als Knabe so oft geklettert war.

Der Tag des Verkaufs kam. Es war beinah gar kein zahlungsfähiger Käufer da. Die meisten hatten sich durch den elenden Zustand der Gebäude, des Inventariums und der Aecker abschrecken lassen. Es erfolgten ganz niedrige Gebote und der Zuschlag geschah an Will.

Herr v. Volksleben hatte einen Diener in die Gerichts-Kanzlei geschickt, der ihn sofort in Kenntniß setzen solle, wer Käufer des Guts sei.

Kaum hatte er es vernommen, so kam er selbst, um Will Glück zu wünschen.

Wie ein Lauffeuer ging es in der Gemeinde herum. „Weißt Du's schon," sagte Einer zum Andern. „Will's Ernst hat die Scholtisei gekauft!" Und hier bemerkte wohl ein Verständiger: „Na, nun werden wir einmal einen gescheidten Schulzen kriegen, der hat was in der Schule gelernt, ist weit in der Welt herum und hat Haare auf den Zähnen. Der alte Schulze, Gottlieb Langsam war ein Märmichel, mit dem der Gerichtsschreiber Pfiff machte, was er Lust hatte Und jetzt wird's anders werden, der jetzige wird sich nicht lassen auf der Nase herumspielen. Ich kenne ihn, ich bin mit ihm in die Schule gegangen. Der hat schon dem alten Schulmeister manche Nuß zu knacken aufgegeben." Und so machte Jeder seine eigenen Glossen zu dem unerhörten Ereigniß, das sich im Dorfe zugetragen hatte.

Unserm Will wurde, als nun der Schritt einmal geschehen war, doch zuweilen etwas warm zu Muthe, besonders, da er die erste Anzahlung zu leisten hatte und ihm das Gut übergeben wurde. Auch fehlte es nicht an Leuten, welche sagten: „Wir wollen doch sehen, ob er fortkommen wird."

Wie er seine Wirthschaft anfängt, mag uns das nächste Kapitel lehren.

Neuntes Kapitel.

Wie Ernst Will seine Wirthschaft und sein Schulzenamt beginnt.

Wir würden ein ganzes Kapitel bedürfen, wenn wir den Lesern ein vollständiges Bild von dem Wirthschaftszustande des Vorstehers der Gemeinde entwerfen wollten. Am Tage nach der Uebergabe — es war in der

letzten Hälfte des März — lud Will den Herrn v. Volksleben ein, mit ihm die Gebäude noch einmal anzusehen, um Gericht darüber zu halten; auch ein tüchtiger Baumeister war für diesen Zweck zugezogen worden. Das Urtheil fiel dahin aus, alle Gebäude von der Sohle wegzureißen, und sämmtliche, sowohl die Wohn- als die Wirthschaftsgebäude, nach einem zweckmäßigen Plane geschmackvoll aufzubauen. Es wurde sofort mit dem Niederreißen begonnen und alle unbeschäftigte Hände der Gemeinde theils dazu, theils zum Ebnen des neuen Bauplatzes verwandt.

Die Aufgabe war allerdings, besonders in der jetzigen Jahreszeit und bei den beschränkten Geldmitteln, über die Will doch nur zu verfügen hatte, eine sehr schwierige. Allein, wenn ihre Lösung zu einem erwünschten Ziele führen sollte, so mußte mit Ernst begonnen werden. Aber es fiel ja auch in den nächsten Monat die Bestellung des Feldes, die nun durchaus nicht aufgeschoben werden konnte. Ohne die kräftige Unterstützung des Herrn von Volksleben würde es doch in dieser Hinsicht sehr schlimm ausgesehen haben. Von der ersten Ernte erwartete Will wenig; denn eine so flüchtige Bearbeitung konnte für ein solches Feld nicht genügen. Mit großer Sorgfalt aber überwachte Will den Bau, nachdem er mit Sachverständigen den Plan genau geprüft hatte. Er ließ die Gebäude so aufführen, daß der Hof geschlossen wurde und das Wohngebäude auf eine sanfte Anhöhe zu stehen kam, so daß es die Aussicht nach allen Himmelsgegenden frei hatte. Der Bau wurde eifrig betrieben. An Arbeitskräften fehlte es nicht, sie wurden gut vertheilt. Scheunen und Stallungen, die man zuerst in Angriff nahm, waren bis zur Ernte massiv aufgebaut fertig. Eine Menge Baumaterialien lieferte das Gut selbst. Mit dem Wohngebäude ging es etwas langsamer, weil in den Erntewochen viele Arbeiter abgingen; aber ehe das Jahr verging, standen an der Stelle des alten Scholtiseihofes neue Gebäude, die einen freundlichen Anblick gewährten und dem Orte zur Zierde gereichten; und die Leute sagten: „Na, wenn der alte Schulze,

Gottlieb Langsam einmal sehen sollte, wie's auf seiner Scholtisei zugeht, er würde sich wundern."

Und sie hatten Recht, denn es wunderten sich sogar Solche, die kein Gottlieb Langsam waren.

Die erste Ernte war nicht reichlich, aber besser als sie Will erwartet hatte. Er schloß daraus auf die Güte des Bodens. Wenn bei so oberflächlicher Bearbeitung noch so viel wächst, dann wird, dachte er, der Boden bei ordentlichem Anbau schon dankbar sein.

Bei dem Bau kam Will mit sehr vielen Einwohnern des Orts zusammen, lernte ihre Ansichten, Zustände und Bedürfnisse, ihre Noth und die Quellen derselben kennen. Er sprach mit ihnen bald über ihre eigene Lage, bald über Gemeindeangelegenheiten, bald über irgend einen Vorfall. Schon dadurch erwarb er sich das Vertrauen der Gemeinde wenigstens theilweis, und so weit, daß man nur günstig über ihn urtheilte, wenn auch Viele noch daran zweifelten, daß er in dieser Wirthschaft fortkommen werde.

Im Spätherbst war das Wohngebäude so weit fertig, daß er ein paar Stuben, die, weil sie an der Sommerseite lagen und weil man sie außerdem noch geheitzt hatte, am besten ausgetrocknet waren, beziehen konnte, was er nur deshalb für nothwendig hielt, weil er die Leute bequemer beaufsichtigen konnte. Es war ein anstrengender Sommer gewesen, der Winter sollte ihm einige Erholung bieten.

Zur Einweihung seines neuen Hauses hatte er acht der verständigsten Wirthe des Dorfes eingeladen, wie er sie hatte persönlich kennen gelernt, oder wie sie ihm als solche waren empfohlen worden.

„Seid mir willkommen," sagte er zu ihnen. „Ich bin Euch nicht fremd und will Euch nicht fremd sein. Es wird mich freuen, wenn ich mit allen Bewohnern in einem freundlichen Verhältnisse leben und ihnen recht nützlich werden kann. Erwartet heut nicht etwa ein Festessen oder gar ein Trinkgelag. Damit will ich mein Haus-

wesen nicht beginnen. Wir wollen ein paar Stunden beisammen sein, ein einfaches Mahl genießen und mit einander sprechen über das, was noth thut."

Und einer nahm das Wort; Ehrlich der Gärtner, und sagte: „Wir bedanken uns darüber, daß Sie nicht so vornehm geworden sind, um mit uns Landleuten nicht umzugehen. Wir wissen, daß Sie viel gelernt haben, und solche Männer fehlen uns. So lange Strebmannsdorf besteht, ist aber so etwas nicht vorgekommen, daß Leute wie wir, zum Schulzen wären eingeladen worden. Sie können aber glauben, daß wir es immer redlich gemeint haben mit der Gemeinde, aber wir konnten halt nichts ausrichten, wir waren zu schwach."

Ehrlich gehörte zu den Männern, die einmal in der Gemeindeversammlung eine Frage oder einen Einwand gegen das Verfahren des frühern Schulzen oder vielmehr des Gerichtsschreibers Pfiff zu machen sich erlaubt hatten. Deshalb war er denuncirt worden, mußte sich „bei Vermeidung unliebsamer Maßregeln" auf das Landrathamt begeben, wo er von dem allmächtigen Kreissekretär, der sich darin gefiel, den Landrath zu spielen und die einfachen Landleute das Gewicht seiner Schreiberstellung fühlen zu lassen, als ein Widerspenstiger bezeichnet wurde, der sich, falls er sich noch einmal so etwas unterstehe, eine ernstliche Bestrafung zuziehen werde.

Seitdem hatte Keiner mehr gefragt. Jeder hatte gemeint, er wolle sich das „Maul nicht verbrennen."

Man setzte sich zusammen. Will erzählte ihnen von seiner Reise, sprach über den Zustand des Ackerbau's hie und da, über das Gemeindeleben an verschiedenen Orten, las ihnen auch inzwischen etwas aus der eben ankommenden Zeitung vor und erklärte ihnen das Unverständliche.

Und die Strebmannsdorfer sahen einander an und Einer, der Bauer Kopf sagte: „Einen so glücklichen Abend hab' ich hier noch nicht erlebt Was meint Ihr dazu? Da erfährt man doch, daß man auch ein Mensch

ist. Schade, daß wir wieder fortgehen sollen, oder daß wir nicht wenigstens wöchentlich einmal so ein Gespräch hören und daran Theil nehmen können."

„Du hast recht, Kopf," sagte Ehrlich; „uns ist gerade so zu Muthe."

„Es macht mir Freude," nahm Will das Wort, „daß es Euch bei mir gefällt. Und, wenn es Euch lieb ist, so wollen wir alle Wochen einmal zusammen kommen und uns über verschiedene Dinge aussprechen; wollen zur Abwechslung einen Aufsatz aus den Zeitungen oder einer andern Zeitschrift lesen und uns unsere Ansichten mittheilen. Wenn der Mensch allein steht, verkümmert er, er wird nur zum Menschen in Vereinigung mit Menschen, und bleibt es nur unter ihnen. Aber es genügt nicht daß man neben ihnen wohnt oder mit ihnen hungert, es ist nothwendig, daß man mit ihnen redet, d. i., geistig verkehrt."

Der bibelkundige Häusler Weiß sagte: „Das ist ja ganz dasselbe, was schon in der Bibel steht, und zwar gleich zu Anfange: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich hab's auch schon immer gedacht; aber, wenn unser Eins auch einen Gedanken hat, was nützt's? Man kann doch nichts damit anfangen. Mein seliger Vater pflegte zu sagen: In eines armen Mannes Tasche verdirbt viel Weisheit."

„Nun, was in unsern Kräften steht," bemerkte Will, „wollen wir gemeinschaftlich dafür sorgen, daß diese Weisheit in der Folge wenigstens nicht mehr ganz verderben soll. Es gibt in dieser Gemeinde sehr viel zu thun. Der Einzelne vermag wenig oder nichts; aber, wenn wir uns gegenseitig unterstützen, werden wir manches Gute zu Stande bringen."

„Das wollen wir, und künftige Woche kommen wir, wenn Sie es erlauben, wieder zu Ihnen, und zwar nach dem Abendessen."

„Ihr werdet mir willkommen sein. Ein Jeder suche nur in seinem Umkreise diejenigen Familienväter kennen

zu lernen, die ebenfalls, von der Noth noch nicht ganz niedergedrückt, Neigung haben möchten, an unsern Unterhaltungen Theil zu nehmen, und durch ihre Aufführung verdienen, in unsrer Gesellschaft zu sein. Die Armuth allein soll keinen ausschließen, aber brav muß er sein. Für den Augenblick werde ich freilich nicht viel mehr einladen können, aber sobald die große Stube so weit ist, dann werden wir alle Platz haben. Indeß bitte ich Euch, mir nächstens die sich für unsern Kreis eignenden Männer zu nennen und zu schildern, ich werde sie mir einstweilen notiren."

Das war die erste Unterhaltung. Will war darüber hoch erfreut. Eine solche Wirkung hatte er nicht erwartet, oder, wenn zwar erwartet, doch erst viel später.

Jeder von den Achten erzählte nun zu Hause und seinem nächsten Nachbar von dem Abende bei Will, von der Unterhaltung und der Erzählung des Will, und wie das ganz anders sei, als auf der Ofenbank liegen, oder in der Schenke beim Branntweinglase sitzen. Der Will sei doch ein sehr gescheidter Mann.

Man sprach bald allgemein davon und es wurde wohl von Diesem und Jenem der Wunsch laut, Theil zu nehmen. Groß konnte die Zahl allerdings nicht werden, weil die Meisten keinen andern Gedanken fassen konnten, als den, wo einen Bissen Brot, nicht für den nächsten Tag, sondern für die nächste Mahlzeit hernehmen. Aber grade um dieserwillen war es nöthig, daß die, in denen die Noth noch nicht jede geistige Kraft gelähmt hatte, sich für Herbeiführung eines bessern Zustandes vereinigten.

Es baten bald noch Einige Theil nehmen zu dürfen. Und man fuhr fort, theils zu lesen, zu erzählen, theils den Nothstand der Gemeinde und die Mittel zur Abhilfe zu besprechen.

Nach einiger Zeit ward Will veranlaßt, das Schulzenamt zu übernehmen. Es trat hier der Fall ein, daß

Grundherr und Gemeinde in Betreff der Person durchaus einig waren.

Will hatte sich bereits mit dem vorigen Zustande bekannt gemacht; er war so, daß derselbe ihn anekelte. Er erklärte dies auch dem Herrn von Volksleben mit der Bemerkung, daß er das Amt nicht übernähme, wenn nicht der ganze Gemeindevorstand ein anderer werde. Das war nicht leicht, doch versprach Herr von Volksleben seinen Einfluß dafür zu verwenden. Die Schöppen versprachen, ihre Aemter niederzulegen und sich einer Wiederwahl zu unterwerfen. Am schwersten schien es anfänglich, den Gerichtsschreiber Pfiff zu entfernen, der grade der Gemeinde am nachtheiligsten war.

„Mag er sein," sagte Will; „sein eignes Treiben wird ihn bald genug entfernen. Es bedarf bloß eines Mannes, der ihm auf die Finger sieht; und dafür werde ich sorgen."

An einem Sonntag Nachmittag wurden die Familienväter der Gemeinde zusammenberufen und Will ward als ihr Vorsteher nebst den andern Beisitzern, zu denen Kopf und Ehrlich gewählt waren, vorgestellt.

Will richtete dann etwa folgende Worte an die Gemeinde: „Sei mir freundlich gegrüßt, liebe Gemeinde, in Deinen Vertretern, in Deinen Familienvorständen. Das Band, das heut geschlossen ward, möge ein gesegnetes sein. Ich bin Euch nicht fremd; ich bin ein Sohn dieser Gemeinde, ich weiß was ihr nothथhut. Meine Kräfte sollen ihr gewidmet sein. Aber ich bin ohnmächtig ohne Euch, Ihr müßt mich unterstützen. Je größer die Noth ist, desto größer muß unsere Anstrengung sein, sie zu beseitigen. Und glaubt es mir nur, vieles Elend ist nur deßhalb auf der Welt, weil es die Menschen dulden. Gott hilft denen, die sich selbst helfen. Blickt nicht müssig zum Himmel hinauf und wartet auf Wunder. Wir wollen die Hände nicht falten, sondern rühren, und wenn nicht Alles, so wird doch Vieles anders, d. h. besser werden."

„Ich habe gehört, daß die Gemeindeversammlungen meist sehr schlecht besucht worden sind. Geliebten Freunde, ich hoffe, Ihr werdet sie von jetzt ab regelmäßig besuchen. Für Männer, denen das Wohl der Gemeinde am Herzen liegt, gibt es keinen Ort, der ihm außer seinem Familienkreise — und selbst dieser muß unter Umständen zurücktreten — so wichtig wäre, als die Versammlung, in der das Wohl des Ganzen berathen wird. Aber ich wünsche ferner, nicht bloß, daß Ihr hier seid, sondern daß Ihr auch offen und ehrlich Eure Meinung aussprecht und nicht stumm da sitzt. Jeder, der sprechen will, bittet um das Wort, und er soll gehört werden. Wir hier am Gerichtstisch sind zwar Eure Vorsteher, aber nicht Eure Vormünder. Die Männer, welche aus Eurer Mitte zu meinem Beistande erwählt worden sind, werden mich redlich unterstützen; und es haben vielleicht schon lange Kopf und Ehrlich nicht am Gerichtstische hiesiger Gemeinde gesessen."

Die Strebmannsdorfer waren über die Rede ihres neuen Schulzen ganz erstaunt.

„Nu," sagte der Eine zum Andern, „das ist a Schulze, dar spricht ju wie a Pforr."

„Wie a Pforr," antwortete der Andere, „besser wie dar nebelthälsche und finsterwälder Pforr. Das verstiht doch Enner."

„Nun, geliebte Freunde," fragte Will zum Schluß, „wollt Ihr uns wacker in unserm Werk, das Beste der Gemeinde zu besorgen, unterstützen?"

„Herr Schulz," nahm der Bauer Gerade das Wort, „ich bin funfzig Jahr alt und kann wohl meinen Acker bestellen, aber viel Worte kann ich nicht machen. Da Alle schweigen, so will ich bloß sagen, daß Sie auf mich rechnen können. Ich werde da sein. Jetzt haben wir bloß dasitzen müssen wie die Krautpopel. Mit dem Reden wird's daher langsam gehen."

„Wir," riefen mehrere Stimmen, „halten es mit dem Bauer Gerade; wir werden auch da sein."

„Das ist mir lieb. Ich empfehle Euch ferner, nichts zu unterschreiben, was Ihr nicht versteht. Jeder muß mit eignen Augen sehen.“

Um der Gemeinde an einem Beispiele zu zeigen, in welchem Zustande sich ein großer Theil der armen Insassen befinde, und wie alle Selbstständigkeit durch die frühere Gemeindeverwaltung zu Grunde gerichtet worden war, rief er in einer eingetretenen Pause, wie zufällig:

„Ist denn der Häusler Stumpf da, ich könnte ihm einen Gang ersparen.“

Stumpf kam vor und Will gab ihm einen Bogen zur Unterschrift. Stumpf hatte Jemanden an den Kopf geschlagen und es war Klage geführt worden. Will hatte nun zwei Schriftstücke angefertigt. In dem einen war der Thatbestand in Betreff des Schlages auf den Kopf aufgenommen und so gefaßt, daß es Stumpf unterschreiben konnte. Das andere dagegen lautete:

„Der Inwohner Stumpf von hier ward heut vor den Schiedsmann ꝛc. geladen, wo er auf Befragen einräumte, daß er dem Sohne des Webers F. den Kopf abgeschlagen habe. Die Verhandlung wurde ihm zur Durchlesung gegeben, worauf er sie unterschrieb.

„Strebmannsdorf d. ꝛc.“

Stumpf sah eine Weile auf das Papier und schrieb dann seinen Namen drunter, Will nahm das Schriftstück, betrachtete es einige Augenblicke; dann wandte er sich zu der Versammlung mit den Worten:

„Ich erlaubte mir vorhin, die Bitte an Euch, meine Freunde, jedes Schriftstück, das Euch zur Unterzeichnung vorgelegt werde, vorher genau zu prüfen. Der Fall, welcher jetzt eben hier vorgekommen, beweist, wie nothwendig meine Bemerkung war. Ein Mitglied der Gemeinde hat so eben Folgendes (wird vorgelesen) ohne Bedenken unterschrieben. Nach diesem Vorgange zu urtheilen, halte ich es nicht für unmöglich, daß Einer sein eignes Todesurtheil unterschreibt. Warum sollte er nicht

eben so bestätigen, daß ihm der Kopf abgeschlagen werden solle, als daß er ihn Jemandem abgeschlagen habe."

Man staunte; und so Mancher schien bei sich zu denken, dir hätte Dies auch begegnen können.

„Da sieht man," sagte der Bauer Gerade, „daß man, wenn man auch 6—8 Jahr in die Schule gegangen ist, doch noch nicht lesen gelernt hat."

Und der Gärtner Scharf fügte hinzu: „Da wir jetzt reden dürfen, so wollen wir wenigstens in der Gemeindeversammlung, wie die kleinen Kinder in der Schule, mit Sprechübungen anfangen. Dann werden wir wohl auch zum Lesen und Schreiben kommen."

Will freute sich sehr über diese Bemerkung und sagte: „Die meisten Menschen glauben sprechen, lesen und schreiben zu können, aber die wenigsten können es. Wir kommen jetzt," fuhr er fort, „zu einem andern Gegenstande."

„Die Gemeinde bildet einen Haushalt, und, was dieser kostet, haben wir sämmtlichen Glieder derselben nach unserm Vermögen zu geben. Wir Ortsgerichte sind die Verwalter des Gemeindevermögens. Es ist nun nicht mehr als billig, daß wir Euch, der versammelten Gemeinde, davon, wie wir Hausgehalten haben, Rechenschaft ablegen. Das ist nun wohl auch früher geschehen und sollte auch heut wieder durch das Vorlesen der Gemeinderechnung erfolgen. Allein, wie wenig das bloße Vorlesen nützt, werdet Ihr Alle am Besten wissen. Die Rechnung wurde so rasch als möglich vorgetragen; und wenn Ihr sie gehört hattet, waret Ihr Alle so klug wie vorher. Aber, meine Freunde, ich bin kein Schauspieler, und zu derartigen Narrenspossen hab' ich mich nie hergegeben. Das hat die Staatsregierung auch nicht beabsichtigt. Ihr müßt das Geld wirklich geben, Ihr müßt es wirklich mit Euerm eigenen Schweiße verdienen, so sollt Ihr auch wirklich erfahren, wohin es kommt und wie es verwandt wird. Die vorliegende Rechnung ist zwar aus der frühern Verwaltung, aber auch

dazu nur sie noch in früherer Weise vorlesen zu lassen, kann ich mich nicht entschließen. Die Gerichtsmänner Kopf und Ehrlich wollen es eben so wenig. Ich mache Euch daher in dieser Sache folgenden Vorschlag: Ihr wählt heute aus Eurer Mitte vier bis sechs Deputirte, welche die Gemeinde vertreten, die Rechnung, nachdem sie gelegt, genau prüfen, und zwar nicht nur so weit, um zu sehen, ob richtig gerechnet ist, sondern auch, ob die Gelder zum wirklichen Besten der Gemeinde verwandt worden sind."

Ein Theil der Gemeinde wußte gar nicht, was das heißen sollte; das waren ihnen böhmische Dörfer. Einzelnen schien dieser Vorschlag sehr willkommen zu sein. Auf ihren Gesichtern war wenigstens eine gewisse Zustimmung zu lesen.

Auf die Frage: Was meint Ihr zu diesem Vorschlage? folgte anfänglich ein allgemeines Schweigen; dann entstand ein Murmeln, wie ein fernes Gewitter, endlich erhob sich der Bauer Trautmann und sagte: „Ich dächte, wir ließen es beim Alten. Wenn auch früher nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen sein mag, so ist doch unser Gerichtstisch mit Männern besetzt, denen wir vertrauen können, daß sie das Beste der Gemeinde befördern werden." Einige stimmten bei.

„Will Niemand weiter in der Sache sprechen?" fragte Will. „Niemand. Nun, so muß ich dagegen bemerken, daß ich damit nicht einverstanden sein kann. Es macht mir zwar Freude, daß Ihr Vertrauen zu uns habt, aber in der Verwaltung, wie klein sie auch sei, gilt dies nicht allein, muß wenigstens in andrer Weise dargelegt werden. Im Rechnungswesen glaubt man nicht, man prüft. Die Personen wechseln auch; wir sind nicht unsterblich. Endlich gereicht es uns selbst zur größten Beruhigung, wenn wir wissen, die Gemeinde habe sich von unserer Verwaltung überzeugt, und sei mit uns zufrieden. Es ist Euch bekannt, wie groß der Nothstand am Orte ist. Es müssen Maßregeln zur Steuerung desselben ergriffen

werden; wir dürfen nicht warten, bis es Manna oder Viergroschenstücke regnet. Dazu ist aber der kräftige Beistand der Gemeinde erforderlich. Darum fordere ich Euch wiederholt auf, einige Männer zu wählen, von denen Ihr überzeugt seid, daß sie mit der größten Strenge unsere Verwaltung prüfen. Das Vertrauen, das sie in uns setzen, können sie dadurch bewähren, daß sie uns in freundlicher Weise ihre Bedenken über das Eine oder Andere mittheilen, und wir werden uns zu verständigen suchen. Wenn wir offen und ehrlich gegen die Gemeinde handeln, so werden die Deputirten kein Verdienst darin suchen, uns das Leben mit kleinlichen Ausstellungen zu erschweren."

Die Gemeinde überzeugte sich und wählte fünf Vertreter. Scharf und Gerade waren dabei, eben so Trautmann.

Es wurde ihnen sofort die Gemeinderechnung zur Prüfung übergeben, worüber in einer spätern Versammlung berichtet werden sollte.

Damit war die erste Gemeindeversammlung geschlossen. Sie hatte einen guten Eindruck gemacht. Das Vertrauen der Insassen zu Will wuchs täglich; und seine Hoffnung, mit der Zeit Etwas zur Herbeiführung eines bessern Zustandes der Gemeinde zu thun, erstarkte in demselben Grade. Die Abendversammlungen wurden indeß bei ihm fortgesetzt und bereiteten den Boden für sein ferneres Wirken vor.

Zehntes Kapitel.

Wie Will eine angenehme Bekanntschaft macht.

Will war in seiner Wirthschaft ungewöhnlich thätig und dachte angestrengt über eine gute Einrichtung derselben

nach. Dabei setzte er seinen Umgang mit dem Herrn von Volksleben fort; und es verging selten ein Tag, an dem sie nicht beisammen waren und einander irgend eine Mittheilung machten. Schon das Lesen der Zeitungen verband sie, wie anderer Schriften, welche sie sich täglich zuschicken mußten, oft aber selbst überbrachten, um sofort den todten Buchstaben durch das mündliche Wort zu beleben.

Einmal war Will einige Tage nicht in's Schloß gekommen, weil ihn Wirthschaftsangelegenheiten entfernt gehalten hatten, als er plötzlich durch einen Diener eine Aufforderung erhielt, er möge doch ja heut Abend zum Abendbrod hinauf kommen, Herr von Volksleben habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen.

Will ging, und bekam eine kleine Strafpredigt über sein langes Ausbleiben. Wie groß war aber sein Erstaunen, als sich nach einigen Minuten die Thür in's Nebenzimmer öffnete und eine junge Dame hereintrat.

„Guten Abend, Herr Will," empfing sie ihn, bevor er sie noch begrüßen konnte. Es war Fräulein Erdmuthe, die jüngste Tochter des Professors N., deren Vater unser Will den Grund seiner Bildung und seiner ganzen Lebensstellung verdankte, und der Will so manchmal im Garten Blumen geboten hatte. Sie mochte funfzehn Jahr alt sein, als Will B. verließ.

„Ich habe," nahm Herr von Volksleben das Wort, „die Ehre, Ihnen hier meine verlobte Braut vorzustellen, und ich wünsche sehr, daß Sie Ihre Häuslichkeit recht bald in ähnlicher Weise ergänzen."

Will gehörte zwar nicht zu den Personen, die sich sofort außer Fassung bringen lassen. Aber er war so überrascht, daß er beinahe vergessen hätte, einen üblichen Glückwunsch auszusprechen.

Scherzend bemerkte die Braut: „Und Sie gratuliren mir nicht einmal?"

Neue Verlegenheit. Endlich kam der Glückwunsch. Aber Herr von Volksleben unterbrach ihn —

„'s ist gut, 's ist gut. Ich habe Ihre Gratulation in Ihren Augen gelesen. Und Ihr Schweigen war mir lieber, als eine lange Rede."

Man scherzte und lachte. Will erkundigte sich nun zunächst nach der Familie des Professors N., die er seit seiner Heimkehr nicht gesehen hatte.

Will konnte nicht begreifen, daß dies Verhältniß ihm so verborgen geblieben war. Wie absichtlich lenkte Herr v. Volksleben das Gespräch scherzhaft auf die Hochzeit, und drängte Will'n fast zu der Bemerkung, daß der Tag, welcher Fräulein Erdmuthe zu einer steten Bewohnerin des Orts mache, nicht fern sein möge.

„Das wird sehr von Ihnen abhängen," erwiderte Herr von Volksleben.

„Von mir? Ich finde es nur natürlich, wenn Sie aufgelegt zu scherzen sind."

„— Ich scherze gar nicht. Es ist allerdings sehr schlimm, daß die Angelegenheit nicht in meinen Händen liegt; aber ich kann es nun einmal nicht ändern. Ich bin lediglich Ihren Beschlüssen Preis gegeben. Und der Himmel gebe, daß Sie Ihre Gewalt über mich nicht mißbrauchen."

Erdmuthe lachte, als sie den Eindruck wahrnahm, den dies Räthsel auf Will's Gesicht hervorrief.

„Ich will mich Ihnen," fuhr Herr von Volksleben fort, „deutlicher erklären. Meine Braut glaubt an meinem Umgange nicht genug zu haben; sie wünscht auch noch eine weibliche Freundin am Orte, mit der sie zuweilen ein Viertelstündchen nach Frauenweise sich aussprechen kann, und will nun ihre Niederlassung hier so lange hinausschieben, bis Sie ihr eine solche Freundin, die in Ihrem neuen Hause walten soll, zugeführt haben. Wir hoffen, daß dies nicht allzu lange dauern werde."

Will hatte sich kurz nach Ankauf des Gutes mit der jüngsten Tochter des Herrn Grund, Namens Klara, versprochen. Es war dies aber nicht öffentlich bekannt gemacht worden und er selbst hatte mit Niemand dar

über geredet. Jetzt fiel ihm ein, daß Erdmuthe davon Kenntniß haben möchte. Er wunderte sich selbst, wie er habe glauben können, es werde im Hause des Professors unbekannt bleiben.

„Sie haben vielleicht noch gar nicht daran gedacht,“ bemerkte Erdmuthe scherzend. „Sie sind jetzt viel zu sehr mit der Einrichtung Ihres Gutes beschäftigt gewesen.“

In dem Augenblick trat Klara Grund mit der Frau Professor N. ein.

Man hatte es in B. auf eine freudige Ueberraschung abgesehen; und dieser Zweck war vollkommen erreicht.

Wir wollen uns nicht mit Schilderung dieser Scene aufhalten; das finden die Leser alles besser in einem Roman. Aber das dürfen wir versichern, ein so glücklicher Kreis von Menschen dürfte sich selten zusammen finden; in Strebmannsdorf selbst mochte er vielleicht bisher nie sich so vereinigt gefunden haben. Es besaßen nicht nur alle eine tüchtige Bildung, sondern sie waren auch alle von dem Gedanken erfüllt, so viel Gutes als möglich zu wirken, und namentlich auch die Zustände ihrer Nebenmenschen nach Kräften gründlich zu verbessern.

Drei Tage blieb der Besuch dort. Es wurde so mancher Plan für die Zukunft besprochen und man versicherte sich gegenseitig zu unterstützen, um das Wohl der Gemeinde zu befördern, die durch Noth und andere Ursachen so weit herabgekommen war, daß ohne neue, anregende Kräfte wenig oder nichts von ihren eigenen Bestrebungen zu erwarten sei.

Will theilte mit, daß er Abendgesellschaften eingerichtet, in denen die Familienväter, welche sich als die wackersten empfohlen, zusammen kämen, und wie er mit ihnen verschiedene Gegenstände bespreche, um einmal die Gemeinde aus ihrem langen Winterschlafe aufzuwecken und einen bessern Zustand vorzubereiten. Er erzählte von der ersten Gemeindeversammlung, die er abgehalten, welche Einrichtungen er getroffen und welche Früchte er sich davon verspreche.

„Wir haben eine schwere Aufgabe. Die leibliche Noth ist sehr groß; und bevor die Leute an die Befriedigung höherer Bedürfnisse denken, müssen sie erst satt sein. Und um einen Zustand herbei zu führen, in dem ihre ersten Lebensbedürfnisse befriedigt werden, ist geistige Kraft und Bildung erforderlich. Wo soll man da anfangen? Es ist eine Kreisbewegung?"

„Ich denke so," sagte Herr von Volksleben, „man muß einstweilen das Mögliche thun, daß sie einige Beschäftigung haben, wenn diese auch nicht so ist, wie man wünschen muß. Daneben muß aber hauptsächlich auf die geistige und sittliche Hebung hingearbeitet werden, damit die Leute so weit kommen, wenigstens den Kopf stets über die Noth zu erheben."

„Der Meinung bin ich auch," bemerkte Will, „dazu thut uns aber eine gute Jugendbildung noth. Unsere Schule ist in einem traurigen Zustande. Der Lehrer Fertig hätte schon längst in Ruhestand gesetzt werden sollen; aber es fehlt an Mitteln dazu. Und da die Gemeinde die Wahl hat, entweder die erforderliche Pension aufzubringen, oder ihre Jugend todt schulmeistern zu lassen, so hat sie das letzte erwählt, weil es ihr keine besondern Kosten macht, sondern für das bloße Schulgeld besorgt wird."

„Das ist ja aber schrecklich," rief Klara aus. „Und das duldet man? Warum schließt man da nicht lieber die Schule, zahlt das Schulgeld und läßt die Kinder im Freien herumspringen und von der Natur erziehen?"

„Wir, liebes Klärchen, haben es noch nicht länger geduldet, als wir hier sind; und in der kurzen Zeit wäre es unklug gewesen, alles gewaltsam umzustürzen. Der Same gedeiht nur, wenn er in wohl vorbereiteten Boden fällt. Und diesen zu bearbeiten, ist unsere Aufgabe."

„Sie haben," nahm Herr von Volksleben das Wort, „gegen mich mehrmals geäußert, daß auch Manches besser sein würde, wenn die Familienmütter, die Wirthinnen, die Hausfrauen anders erzogen würden."

„Dieser Meinung bin ich auch noch; und ich behaupte, wir werden keinen bessern Zustand herbeiführen, ohne eine bessere Bildung des weiblichen Geschlechts.“

„Da hören Sie nun,“ sagte Klara zu dem Herrn von Volksleben, „was Herr Will uns für ein Kompliment macht.“

„Das soll Ihnen sicher nicht gelten, ich vermuthe stark, daß er die Strebmannsdorfer Frauen meint, die sehr wenig strebsam sind. Aber, wenn Herr Will nun von dieser Ansicht durchdrungen ist; so hoffe ich, daß er seinerseits Alles thun werde, um an Ihnen recht bald eine wackere Gehilfin zur Bildung der heranwachsenden weiblichen Jugend zu erhalten. Ich komme auf mein obiges Thema zurück.“ Das Gespräch nahm eine andre Wendung. Es wurde für den folgenden Tag dem Will ein Besuch versprochen, der in der Gemeinde wieder Einiges zu reden gab.

Als die Gesellschaft im Dorfe herabkam, ward Erdmuthe von einer armen Frau um eine Gabe angesprochen.

„'s Elend,“ sagte sie, „ist zu groß. Wenn man nur jung gestorben wäre! Die Erde ist einmal nur ein Jammerthal, oder, wie's im Grabebüchel steht, ein Thränenhaus. Im Himmel wird's besser sein.“

„Für Euch,“ sagte Erdmuthe, indem sie ihr eine reichliche Gabe bot, „mag die Erde wohl ein Jammerthal und Thränenhaus sein; aber sie soll es nicht sein.“

Sie wollte noch mehr hinzufügen, besann sich aber einen Augenblick, daß eine Person in solchem körperlichen und geistigen Zustande unfähig ist, auch nur irgend einen Gedanken zu fassen.

„So,“ wandte sie sich zu ihren Begleitern, „sind die Menschen. Anstatt ihre Kräfte anzuwenden, um die Zustände auf der Erde freundlich zu gestalten, lassen sie, in müßigem Glauben die Hände in den Schoß legend, die Elendswogen über sich zusammenschlagen, machen die Erde zu einem Jammerthal und sehnen sich

nun nach einem unbekannten Himmel, der sie entschädigen soll."

„Sollten," fragte Klara, „die Menschen nicht durch eine bessere Erziehung von früh an zu einer richtigen Ansicht von der Erde und ihrem Aufenthalte darauf gebracht werden können. Ich denke die ganze Woche nicht an den Himmel."

„Das glaub ich Ihnen," sagte Herr von Volksleben, „Sie denken an Herrn Will. Für Leute wie wir ist freilich die Erde kein Jammerthal; aber wie die Sachen hier stehen, ist sie für Tausende es. Was nun insbesondere den hiesigen Ort betrifft, so wollen wir, denen die Erde Freuden bietet, dahin streben, daß sie auch für die, welche sie jetzt noch als Thränenhaus bezeichnen, ein angenehmer Aufenthalt werde. Es soll uns dies Lebensaufgabe sein. Und dieser Punkt ist es besonders, der mich, von seinen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften abgesehen, zu Will hinzieht. Er strebt dasselbe an."

Unter solchen Gesprächen waren sie bei Will angelangt. Haus und Umgebung wurde betrachtet und dem Erbauer manches Wort der Anerkennung für die zwar einfache, aber geschmackvolle Einrichtung ausgesprochen.

Vor der Abreise war man noch zu der vorläufigen Bestimmung gekommen, die Hochzeit gemeinschaftlich nächste Pfingsten zu feiern. So geschah es auch und Strebmannsdorf erhielt an der Gutsherrin und an der Frau Will ein Paar musterhafte Hausfrauen, die, wie wir bald sehen werden, als segnende Engel in der Gemeinde wirkten und den Beweis lieferten, wie viel auch Frauen zur Hebung der Noth und der Besserung unserer Zustände beitragen können.

Elftes Kapitel.

Was in der Gemeinde Strebmannsdorf zur Beseitigung des großen Nothstandes geschieht.

Die erste Ernte, welche Will von seinem Gute gewonnen hatte, war nur eine mäßige; aber wir haben schon bemerkt, daß sie seine Erwartungen übertroffen hatte. Er gehörte aber nicht zu den Leuten, welche sich begnügen mit dem, was da kommt; er strebte stets nach Besserem. Sobald er daher nur mit der ersten unaufschiebbarsten Einrichtung fertig war, dachte er mit Ernst an eine völlige Umgestaltung der bisherigen Schlenderwirthschaft.

Jetzt freute er sich, daß er auf seinen Reisen nicht blos um Gartenbau, sondern auch um Landwirthschaft sich bekümmert; besonders lieb war es ihm, daß er einige Musterwirthschaften besucht hatte, daß er namentlich bei Fellenberg in der Schweiz gewesen war. Dort war ihm zwar nicht erst der Gedanke geworden, daß man auch den Boden vernünftig bewirthschaften müsse, wenn man eine lohnende Ernte haben wollte, — denn das wußte er bereits, er wußte, daß Alles mit Verstande betrieben werden müsse, wenn es gelingen solle; — aber er hatte die Art und Weise des Betriebs kennen gelernt und die verbesserten Werkzeuge, deren man sich bediente; er hatte die beinahe unglaublichen Erfolge gesehen, der sich diese Bewirthschaftung erfreute. Der Eindruck davon hatte sich so fest in seiner Seele niedergelassen, daß ihm das Bild davon stets vorschwebte. Er schaffte die bessern Ackergeräthe an, ließ den Boden nach seiner Vorschrift bearbeiten, wenn ihn auch die Leute dabei groß ansahen. Dasselbe ordnete er auf den grundherrschaftlichen Feldern an. Die Wiesen wurden gedüngt oder bewässert. Und

die Leute sahen nur immer, was da herauskommen werde. Die Witterung des Jahres war glücklicher Weise den Verbesserungen günstig, woran Will nicht sowohl seinetwegen, — denn er kannte die Wirkungen — sondern der übrigen Bodenbesitzer wegen sehr viel lag.

Obgleich eine solche verbesserte Bearbeitung, wie sich von selbst versteht, nie sofort, sondern erst nach Jahren ihren ganzen Segen zu bieten vermag; so war doch schon die erste Ernte eine recht dankbare. Die Leute sahen wenigstens, daß die Sache nicht nur nicht schade, sondern wirklich nütze, und, was das Wichtigste war, sie kamen zu der Ueberzeugung, Will verstehe die Wirthschaft.

Die Wiesen hatten eine weit größere Futtermasse geliefert, als sonst. Der Viehstand konnte daher schon erhöht werden, was nicht nur wegen des Milch- und Butterertrags für die Wirthschaft vortheilhaft war, sondern auch auf den Ertrag des Ackers im nächsten Jahre günstig wirken mußte.

In dem Abendvereine wurden nun dergleichen Gegenstände fleißig besprochen. Will hatte die Mitglieder so weit, daß sie fragten, ihre Bedenken aussprachen, und so gab dies zuweilen recht lebendige Debatten oder freundschaftliche Streitgespräche. Die Gesellschaft war mittlerweile ansehnlich gewachsen. Jedes Mitglied wirkte auch auf andere belehrend und anregend ein. Als nun Will noch ein Paar Ernten eingesammelt hatte, die für seine Bearbeitungsweise sprachen, und als er glaubte, daß die bessere Ansicht in der Gemeinde so weit vorgeschritten sein könnte, um Theilnahme zu finden, benutzte er eine der Gemeindeversammlungen, um wichtige Vorschläge zu machen — Vorschläge, die er schon lange in sich trug, die er mit seinen Freunden geprüft und besprochen hatte, die von diesen mit Beifall aufgenommen waren und von deren Ausführung er viel Segen für die Gemeinde erwartete. Seine bisherigen Erfahrungen überzeugten ihn, daß die von ihm getroffenen Einrichtungen gut aufgenommen wurden und sich auch vortrefflich bewährten,

was besonders auch von der Art und Weise galt, wie er die Gemeindeversammlungen — die „Gebote," wie sie auch genannt wurden — abhielt. Eben so bewährten sich die Gemeindevertreter, und die Gemeinde sah bald genug ein, wie heilsam ihr diese Einrichtung sei. Sie würden dieselbe jetzt um keinen Preis haben aufgeben wollen. Während man beim frühern Schulzen Gottlieb Langsam sich so viel als möglich vom Besuch der Gemeindeversammlung zurückzuziehen suchte, weil es eine Qual war, wie ein Stockfisch da zu sein und den dicksten Tabaksqualm einzuathmen, hatte Will es bald so weit gebracht, daß man diese Versammlung herbei wünschte und sie ohne Noth gewiß nicht versäumte. Da nun in der Einladung zu dieser Versammlung noch ausdrücklich bemerkt worden war, daß Gegenstände von besonderer Wichtigkeit zur Sprache kommen würden, so fehlten nur Wenige. Selbst die waren gekommen, welche, weil von der Noth niedergedrückt, nur mit zählten, aber in Betreff der Ausführung irgend eines Beschlusses nur als Null zu betrachten waren, wie deren Verwandten, die Schaar Solcher, welche gern Alles beim Alten lassen.

Nachdem die unbedeutenden Gegenstände rasch abgehandelt worden waren, wandte sich Will mit folgender Ansprache an die Versammlung:

„Zuerst spreche ich Euch, meine Freunde, meine Freude darüber aus, daß Ihr so zahlreich erschienen seid, und bitte Euch, mir jetzt ein Viertelstündchen Eure Aufmerksamkeit zu schenken, da ich über einen wichtigen Gegenstand mit Euch sprechen will.

Es ist Euch allen hinlänglich bekannt, wie groß die Noth in unserer Gemeinde ist, und wie sie noch ununterbrochen wächst. Das Armenhaus ist mit Alten, Kranken und Hülflosen gefüllt; und wenn es Alle aufnehmen sollte, die nichts haben und um Aufnahme bitten, dann würde es noch zu klein sein, falls es auch zehn Mal größer wäre, als es ist. Jeder von uns, der Etwas be-

sitzt, wird wissen, wie groß der Zudrang von Hungernden fast alle Tage, besonders aber am Sonnabend ist. So, das seht Ihr ein, kann es offenbar nicht bleiben. Denn die Zahl der Armen wird von Jahr zu Jahr größer und in demselben Verhältnisse nimmt die Zahl der Besitzenden ab, so daß die größere Last immer auf wenigere Schultern zu liegen kommt, also immer schwerer wird. Wenn eine Gemeinde hundert Familienväter hat, und einer davon ist arm, so werden die übrigen 99 die Erhaltung desselben nicht gewahr werden. Es werden auch recht gut 2 Arme von 98, 3 von 97, 4 von 96 ꝛc. erhalten werden können. Aber Ihr seht ein, daß die Aufgabe immer fühlbarer wird. Wenn aber 25 von 75 übertragen werden sollen, so wird dies eine drückende Last sein, um so mehr, wenn auch bei den 75 der Erwerb geringer ist, als früher. Steht aber nun gar in Aussicht, daß es bei den 25 Armen vom Hundert, oder, wie man wohl sagt, 25 Prozent, oder dem vierten Theile, nicht bleibt, daß ihre Zahl noch täglich zu steigen und die der Besitzenden abzunehmen droht, so ist es wahrlich an der Zeit, auf Mittel Bedacht zu nehmen, diesem drohenden Zustande entgegen zu wirken. Oder sollen wir etwa warten, bis irgend woher, sei es oben vom Thron, oder oben vom Himmel, Hülfe gebracht werde? — Hilfst Du Dir selbst, so hilft Dir Gott! — Wer sich in seinem eigenen Hause beschneien läßt, dessen will sich Gott nicht erbarmen. Und er wird sich eben so wenig Derer erbarmen, die in ihrem eigenen Hause erhungern. Die Noth darf nie so hoch steigen, daß der Mensch nicht seinen Kopf darüber erheben könnte. Steigt sie zwei Stock, so muß der Mensch in den dritten Stock ziehen. Er muß sie überragen, und sollte er zum Giebelfensterchen hinaus sehen.

Es ist mir, als wenn Einige von Euch sagen wollten: Wir sehen wohl ein, daß gegen die große Noth etwas gethan werden sollte; aber, wird es wohl etwas nützen, wenn auch wir Strebmannsdorfer es versuchten?

Und wenn wir auch wollen, wo nehmen wir die Mittel dazu her?

Ich gebe Denen, die diesen Einwand machen, insoweit Recht, daß wir allein die Noth nicht bewältigen werden. Wollte aber jede Gemeinde so denken, so würde keine den ersten Schritt dagegen thun, und so würde eben das Elend immer weiter um sich greifen. Wer aber den ersten Schritt in einer Sache gethan hat, der hat in den meisten Fällen schon mehr als die Hälfte des Werks vollbracht. Ein Bahnbrecher ist besser als zehn Schleppenträger. Seien wir, meine Freunde, einmal die Bahnbrecher! Heißt die Gemeinde nicht Strebmannsdorf? Handeln wir als Strebmannsdorfer, damit man nicht allen Ernstes dem Orte den Namen Klagenheim, wie schon geschieht, geben dürfe.

Ich lese in den Augen Vieler, daß Ihr mit mir handeln wollt. Nun wohlan! Wenn man einen Feind besiegen will, muß man ihn kennen. Wollen wir der Noth einen Damm entgegen setzen; so müssen wir zuerst die Quelle wissen, aus der sie entspringt Diese Quelle ist hier nicht verborgen. Es ist kein Verdienst unter den Menschen. Wenn die Leute Arbeit hätten, oder für ihre Arbeit so bezahlt würden, daß sie davon als Menschen leben könnten; so würde eben keine Noth sein. Unser Dorf ist, die Grundbesitzer abgezogen, meist von Spinnern und Webern bewohnt. Ihre Arbeit ist im Werthe gesunken; denn die Länder, welche früher die Leinwand von uns kauften, weben sie entweder selbst, oder beziehen sie aus andern Ländern. Sie wird jetzt in weit größerer Menge gemacht, als sonst, wo sich bloß ein paar kleine Länder damit beschäftigten. Darum ist sie wohlfeil geworden. Der Kaufmann kann aus dem ersten Grunde nur wenig kaufen, und aus dem andern nur wenig bezahlen. Wenn unsere Weber zu Markte gehen, setzen sie ihre Waare nicht ab, oder müsse sie für einen Preis verkaufen, wobei ihre Arbeit unbezahlt bleibt. Es ist klar, daß sie daher auch dem Spinner für das Garn nicht viel geben können, und

daß deshalb beide allmählig verarmen und in's Elend gerathen müssen. Und die Noth muß um so größer sein, weil, wie auf der einen Seite der Verdienst gefallen, die Preise für die Lebensbedürfnisse auf der andern Seite um das Doppelte und Mehrfache gestiegen sind: Dies, meine Freunde, können wir Strebmannsdorfer nicht ändern; es würde eine Thorheit sein, wenn wir es wollten. Aber wir können etwas Anderes.

Was meint Ihr wohl, was würdet Ihr thun, wenn Ihr auf einem Ackerfleck eine Reihe von Jahren gute Kartoffeln geerntet hättet, plötzlich bekämt Ihr aber keine gute Ernte mehr. Die Stengel wären leer, oder die Knollen klein, verfault rc. Ihr wiederholtet den Versuch der Anpflanzung ein, zwei, drei oder mehrere Jahre, aber immer derselbe Erfolg Würdet Ihr wohl Lebenslang fortfahren, Kartoffeln dorthin zu pflanzen? Wie würdet Ihr aber den nennen, der es machte?

Oder, was würdet Ihr von einem Fischer sagen, der, nachdem er jahrelang seine Netze an eine bestimmre Stelle des Flusses ausgeworfen und jedes Mal einen guten Zug gethan hätte, auch dann fortführe, seine Netze dort auszuwerfen, wenn ihm ein Versuch nach dem andern hinlänglich überzeugt hätte, daß es dort keine Fische mehr gäbe? Wird er die Fische dadurch wohl zwingen, in das Netz zu kommen?

Was will ich mit diesen Gleichnissen sagen? Nichts anders als dies, daß unsre Spinner und Weber just eben so verfahren, wie dieser Landmann und Fischer. Im Laufe der Zeit hat sich der Ertrag dieser Arbeit verloren; aber sie setzen dieselbe dessen ungeachtet fort. Was würdet Ihr zu dem Fischer sagen, der Euch seine Noth klagte, weil er dort nichts mehr fange? Ihr würdet ihm antworten: Nun, ist denn der Fluß nicht lang genug? Muß denn gerade hier, auf dieser Stelle gefischt sein, wo es eben keine Fische gibt? Und wenn er Euch antwortete: Ja, es gibt im ganzen Flusse keine Fische mehr, und in den umliegenden Teichen auch nicht, die Fische sind überhaupt

weg; so würdet Ihr ihm antworten: Aber, mein lieber Freund, wenn es keine Fische mehr gibt, oder nur ein paar elende Schlammbeisker, so fischt doch gar nicht, so stellt doch lieber den Vögeln auf!

Ist es mit unsern Spinnern und Webern anders? Lange hatte ihnen dieser Beruf ihr Auskommen gewährt. Nun gewährt er es ihnen aber nicht mehr, dennoch spinnen und weben sie dessen ungeachtet fort und begleiten ihr undankbares Geschäft mit Klagen über Klagen, hören aber nicht auf, es zu betreiben; als wenn geschrieben stände, sie müßten gerade spinnen und weben in der Welt.

Wie Ihr alle wißt, war mein Vater auch Weber; als er aber sah, wie der Verdienst täglich geringer wurde, sagte er zu uns Jungen: Hört, werdet und treibt Alles in der Welt, nur werdet keine Spinner und Weber. Und er hat recht gehabt. Deßhalb hat der Mensch Verstand, daß er das aufsuche und wähle, was sein Bestes zu befördern geeignet ist. Wenn nun gegenwärtig der Zustand der Noth unsere Insassen so niedergedrückt hat, daß sie selbst sich nicht erheben können, so ist es unsere Pflicht als Menschen, ihnen zu helfen. Es ist so hier der Fall eingetreten, daß sich Kräfte nutzlos für ein Geschäft aufopfern. Wir würden wahrhaft helfen, wenn wir diesen Kräften ein anderes Feld ihrer Thätigkeit anwiesen. Mit Almosen ist's nicht gethan. Und dies ist eben der Gegenstand, den ich Euch, nach bereits mehrfach erfolgter Besprechung mit andern Männern aus der Gemeinde, mittheilen will.

Noth ist da, wo die Leute keine Nahrung haben. Schaffen wir ihnen also Brod. Sie würden nicht in Noth sein, wenn Jeder einige Morgen Land hätte, um sie zu bebauen. Er würde vom Ertrage leben können. Aber wir können unser Strebmannsdorf nun einmal nicht größer machen; doch können wir etwas Anderes, wodurch wir just dasselbe erreichen. Wenn jetzt Jemand auf einem Ackerstück 20 Scheffel erntet, so würde er, um noch einmal so viel zu ernten, eine noch einmal so große Acker-

fläche bedürfen. Allein, wenn er den Ertrag der ersten so weit zu erhöhen versuchte, daß sie ihm ebenfalls 40 Scheffel brächte, so wäre damit dasselbe, ja noch mehr erreicht, weil, je kleiner die Bodenfläche, je leichter die Bearbeitung. Das ist aber möglich, wenn auch nicht buchstäblich in diesem Verhältniß; und das ist eben der Weg, den wir zur Erhöhung unseres Wohlstandes einschlagen können. Was nicht in der Breite und Länge ist, das ist in der Tiefe.

Ich mache Euch also: 1. den Vorschlag, daß sich ein Verein für Verbesserung des Landbaues bilde. Er habe die Aufgabe, eine bessere Bodenbearbeitung, zweckmäßigere Werkzeuge einzuführen, sie selbst zu gebrauchen, Anderen zu empfehlen, und Jeden mit Rath zu unterstützen. Er sehe darauf, daß nicht nur die großen Ackerflächen, sondern, und ganz besonders die kleinen recht sorgfältig und zweckmäßig angebaut werden. Er sorge für guten Samen und lasse ihn den Mitgliedern der Gemeinde für den Kostenpreis ab. Er suche die Graserzeugung durch eine bessere Wiesenpflege zu erhöhen.

Was meint Ihr dazu? Werden sich einige Männer finden, die für diesen Zweck zusammentreten? Sie können auf meine Unterstützung rechnen."

„Ich melde mich sofort dazu;" ließ sich der Bauer Gerade vernehmen; „und ich denke, es werden sich noch einige finden. Ich habe seit ein paar Jahren ganz andere Ernten als früher, wo ich so fortschlenderte. Ich habe nicht bloß mehr an Gebund, sondern am Getreide, und nicht bloß an der Scheffelzahl, sondern auch an Gewicht. Ein Scheffel Roggen, den ich gegenwärtig ausdresche, wiegt einige Pfund mehr, als der frühere, wo ich schlechten Samen in schlecht bearbeiteten Boden warf."

Es schlossen sich sofort noch einige Bauern und Gartenbesitzer an. Ein Häusler aber sagte: „Mit Verlaub, daß ich auch ein Wort dazu sagen, obgleich ich keinen Boden habe. Ich wollte bloß fragen, wie dadurch der

Noth abgeholfen werden soll, da die Weber und Spinner keinen Boden haben, also auch keinen verbessern können."

„Es ist mir lieb," sagte Will, „daß dieser Einwurf hier ausgesprochen wird. Im ersten Augenblick glaubt man allerdings, es stehe dies Mittel mit unserm Zweck in keiner Verbindung. Aber es scheint nur so. Angenommen, es ist hier zu einer bestimmten Zeit, wo es noch keine Arme gegeben haben soll, ein gewisses Maaß von Früchten dem Boden abgewonnen worden. Wenn nun jetzt der vierte Theil der Bewohner so verarmt ist, daß sie von den andern drei Theilen erhalten werden müssen, und diese gewinnen nicht mehr als sonst, wird das nicht sehr drückend für sie sein? Wenn aber eine bessere Bewirthschaftung den frühern Ertrag um ein Drittel erhöht, d. h. macht, daß man da, wo ehedem ein gewisses Ganze gewonnen ward, jetzt ein Drittel dessen mehr gewinnt, so hat man ja vier Theile und kann eben so viel für sich verwenden, als früher, und der vierte Theil, den man früher nicht hatte, kommt dem vierten Theil der Gemeinde, dem verarmten, zu gute; es kann also die Erhaltung der Armen nicht in dem Maaße drückend werden, als wenn bei dem frühern geringern Ertrage doch dasselbe geleistet werden mußte. Würde auch weiter nichts durch unsern Verein gewonnen, so glaub' ich, daß der hier auseinandergesetzte Erfolg an sich schon groß genug ist, um ihn zu bilden und seine Bestrebungen kräftigst zu unterstützen.

Allein es soll und wird weit mehr durch denselben erreicht werden. Denn es wäre eine schlechte Hilfe, die wir dem verarmten Theile der Insassen gewährten, wenn wir bloß mehr ernten wollten, damit sie es müßig verzehren könnten. Man hilft den Leuten nur, wenn man ihnen Gelegenheit gewährt, sich selbst die Mittel zum Lebensunterhalt zu erwerben. Und dies zu erreichen, darauf muß unser Streben gerichtet sein. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Nun kommt's besser," meinte Scharf. „Aber wenn es so gemeint gewesen wäre, daß wir, die wir noch was

haben, bloß deßhalb sollten mehr anbauen, damit es andere verzehren könnten, da wär' ich nicht einverstanden gewesen. Aber wie sollen denn nur die Leute, welche jetzt spinnen und weben, einen Gewinn von dem verbesserten Ackerbau haben? Das seh' ich noch nicht ein."

Mehrere Andere stimmten bei, und Will fuhr fort: „Wenn wir, die wir Grund und Boden besitzen, mehr ernten, so erhalten wir doch auch die Mittel, mehr Menschen zu beschäftigen. Wir werden zu einer bessern Bewirthschaftung auch mehr Arbeitskräfte bedürfen. Und ein Theil Derer, die jetzt beim Spinnrocken und am Webstuhl sitzen, werden bei uns Beschäftigung finden. Wollen wir nicht lieber Arbeitslohn als Almosen geben, lieber gesunde, kräftige Leute, als welke und elende Bettler im Dorfe haben?

Wir werden bei höherm Ertrage der Aecker jedem, der noch so viel Kraft besitzt, ihn zu bearbeiten, ein kleines Ackerstück mieth- oder pachtweise abtreten können, die Mitglieder unsers landwirthschaftlichen Vereins werden sie durch Rath und That unterstützen und sie werden sich einen Theil ihrer Lebensmittel selbst anbauen können. Dies wird sie allmählig körperlich und geistig heben. Es reicht dies allerdings auch noch nicht aus. Allein damit sind meine Vorschläge auch nicht erschöpft. Es muß viel geschehen und Eins muß das Andere unterstützen. Und ich gebe Euch die Versicherung, wenn Ihr alle mit mir gemeinschaftlich auf das *eine* Ziel hinwirkt, die Noth zu bewältigen, so wird es uns gelingen. Vergeßt nur nicht, meine Freunde, daß wir nicht die Armen und Bettler *unterstützen* wollen, wir wollen sie *abschaffen*. Das ist unsere Aufgabe; darauf allein muß unser Streben gerichtet sein. Die bessere Bewirthschaftung unserer Felder wird es uns ermöglichen, erstlich mehr Leuten Arbeit zu geben und zweitens, ihnen ein Stück Boden in Pacht für einen billigen Preis zu überlassen, wobei wir zunächst denken müssen: Wie wäre es, wenn wir den Fleck nicht besäßen!

Es wird eine Aufgabe des landwirthschaftlichen Vereins — wir wollen ihn der Kürze wegen den *ersten* nen-

nen — sein, über noch andere Mittel nachzudenken, durch welche der in Rede stehende Zweck erreicht werden kann, in ihren Zusammenkünften sie zu besprechen und uns darüber Bericht zu erstatten.

Bevor wir heut auseinandergehen, frage ich noch an: Sind vielleicht einige Bauern bereit, armen Spinnern und Webern ein Bischen Boden, sei es auch noch so klein, zur Bebauung zu überlassen?"

Es meldeten sich sofort einige, und es wurde aufgeschrieben.

Jetzt fragte Will: „Sind Weber und Spinner hier, die einen solchen Bodenfleck miethen wollen und angemessen bebauen können? Oder kann Jemand solche Männer vorschlagen?"

Es wurden Mehrere vorgeschlagen und ihre Namen verzeichnet. Für die Vertheilung werden die Ortsgerichte mit den Betheiligten und dem ersten Verein eine besondere Zusammenkunft abhalten.

Etwas, meine Freunde, ist also heut geschehen. Wir müssen der Noth auf den Leib rücken, damit sie uns nicht zu Kopfe wächst. Wir wollen nächstens den Gegenstand weiter besprechen. Zeigt Euch als Strebmannsdorfer und erscheint eben so zahlreich, wie heute. Jeder aber denke daheim mit seinen Nachbarn und Freunden darüber nach, wie wir den Leuten, die gern arbeiten möchten, aber keine lohnende Beschäftigung haben, Arbeit schaffen.

Zwölftes Kapitel.

Wie in Strebmannsdorf ein neuer Lehrer gewählt wird.

Während Herr von Volksleben mit den wackern Gemeindevorstehern sich berieth, wie man den alten Lehrer Fertig, den man schon im ersten Jahre seiner Anstellung

hätte in Ruhestand setzen mögen, aus dem Amte entlasse und die Pension aufbringe, trat der Tod in's Mittel, der so oft den Gemeinden hilft, wenn sie einem Lehrer etwas geben sollen und nicht können, oder auch, wie es noch öfter der Fall ist, nicht wollen. Herr Fertig, der schon seit langer Zeit einen vertraulichern Umgang mit dem Branntweinglase gepflogen hatte, als je in seinem Leben mit den Büchern, war aus dem Wirthshause spät nach Hause gegangen und unterweges auf einem schmalen Steige so an einen Stein gefallen, daß er an den Folgen bald darauf gestorben war.

Wir wollen den Lesern nichts von seinem Begräbnisse erzählen. Sie können alle Tage sehen wie man Särge macht und trägt. Vom Leben wollen wir ihnen berichten. Wenn Herr Fertig in einem Dorfe stirbt, so ist das allemal ein wohlthätiger Tod, und die ganze Gemeinde mag hinter der Leiche gehen; wenigstens ist es gut, wenn keiner der Verwandten des Dahingeschiedenen zurückbleibt. Ein ganz besonderes Glück ist es aber, wenn der Herr Fertig gerade Lehrer des Ortes ist. — Schon auf dem Wege vom Kirchhofe besprach sich Will mit den Schöffen Kopf und Ehrlich und mit andern achtbaren und wohlgesinnten Männern der Gemeinde über die Wiederbesetzung der Stelle.

„Wenn wir dem Orte gründlich helfen sollen, so müssen wir einen tüchtigen Lehrer haben," erklärte Will. Und Alle stimmten ihm bei, denn sie kannten das Schulehalten des Heren Fertig meist aus eigener Erfahrung. „Aber woher nehmen?" fragte man. „Und kommt es denn auf uns an? Wir erhalten ja den Schulmeister vom Herrn, der wird uns ja gar nicht fragen!"

„Das," erwiederte Will, „laßt gut sein. Für's Erste würden wir, wie Ihr wohl Alle überzeugt sein werdet, mit dem Lehrer, den wir vom Herrn von Volksleben erhielten, zufrieden sein können; dann kann ich Euch aber versichern, daß uns unser Grundherr gewiß den Mann geben wird, den wir wünschen, wenn es ein tüchtiger

Lehrer ist. Kennt Ihr einen, der für uns paßt? Ueberlegt es Euch und macht baldigst mir davon Mittheilung, wenn Ihr von einem geeigneten Manne hört. Ich werde jetzt zum Herrn von Volksleben gehen und mit ihm über die Sache sprechen."

„Willkommen, lieber Will," kam ihm dieser entgegen. „Ich weiß, was Sie zu mir führt — der neue Lehrer. Die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit, Gott sei Dank, daß der Unfug des hiesigen Schulwesens ein Ende hat. Es war ein wahrer Jammer. Wenn man bei der Schule vorbei ging — ein wildes Geschrei. Da wurden die Hauptstücke, was sie so H a u p t s t ü c k e nennen, hergeblökt, oder das Einmaleins geschrieen, oder die biblischen Bücher in ihrer Reihenfolge, als wenn das die Leute verständiger und besser machte. Aber, wo ist ein Lehrer, wie w i r ihn wünschen, der die Kinder nicht a u s w e n d i g, sondern i n w e n d i g lernen läßt! Dick sind sie, wie die Leute sagen, nicht gesä't. Die Besetzung eilt; und doch müssen wir mit größter Vorsicht verfahren. Wissen Sie einen geeigneten Mann, so schlagen Sie ihn mir vor!"

„Sie haben," erwiederte Will, „den Zweck meines heutigen Besuchs allerdings errathen; und ich komme, Sie um Ihre Ansichten in der Angelegenheit zu fragen, obgleich ich glaube, Sie werden nicht sehr von den meinigen abweichen. Zunächst wollte ich von Ihnen hören, ob Sie der Gemeinde eine Betheiligung dabei gewähren; ich glaube es. Sie sollen dadurch in Ihrem Wahlrecht nicht im Geringsten beschränkt werden. Aber Sie sehen selbst ein, daß die Gemeinde zu größern Opfern geneigt ist, wenn sie den von ihr selbst gewünschten Mann erhält, als wenn ihr einer g e g e b e n wird. Ueberdies ist auch seine Wirksamkeit eine leichtere und folgenreichere."

„Versteht sich, lieber Will," erwiderte der Gutsherr. „Ich will nur, daß ein tüchtiger Mann in die Stelle komme, der uns in unserer Jugend eine wohlunterrichtete, geistig gesunde und sittlich gute Gemeinde heranbilde.

Das wird die Gemeinde auch wollen. Wenn ich nun zuerst einen solchen Mann finde, so hoffe ich, die Gemeinde wird ihn freundlich aufnehmen; und findet ihn die Gemeinde zuerst, so werde ich ihn bereitwillig berufen. Das ist meine Ansicht. Mir ist, so viel ich bereits mit meiner Erdmuthe, die ebenfalls den regsten Antheil an der Sache nimmt, hin und her gesonnen habe, keiner bekannt. Wissen Sie einen für uns passenden Mann? Es sind allerdings bereits ½ Dutzend Meldungen für die Stelle eingegangen — vortreffliche Zeugnisse, glänzende Versprechungen, Empfehlungen der mannigfachsten Art. Ich habe sie alle bei Seite gelegt. Von den Lehrern, die sich Dutzendweise um die hiesige Stelle, die gewiß nicht zu den besseren gehört, bewerben, will ich keinen. Möglich, daß ein wackerer Mann darunter ist, aber wie kann man das erfahren? Um einen auf's Gerathewohl zu berufen, dazu ist mir die Sache zu wichtig."

„Mir fällt," nahm Will das Wort, „in diesem Augenblick ein Mann ein, mit dem ich auf der Schule gewesen bin und der oft im N'schen Garten bei mir gewesen ist. Ich weiß nicht, ob das Letztere gerade in dem Zeitraum geschah, als Sie den Garten häufig besuchten. Er heißt Volkmann, und bildete sich, nachdem er aus der ersten Klasse der Bürgerschule abgegangen war, zum Volksschullehrer aus. Es war ein junger Mann von gediegenen Kenntnissen und besaß, worauf es nach meiner Ansicht hauptsächlich ankommt, alle Anlage zu einem tüchtigen Charakter. Was er nun aber in der Schule leisten wird, weiß ich nicht; denn zwischen einem gebildeten Manne und einem solchen, der im Stande ist, Andere zu bilden, ist ein großer Unterschied. Aus diesem Grunde hat der tüchtige Lehrer, der eben auch diese Eigenschaften besitzen muß, einen um so höhern Werth. Eben so wenig weiß ich, wie er sich hinsichtlich seines Geistes und Charakters wird fort- und ausgebildet haben.

Ich denke nun so. Nächsten Sonntag werde ich die

Gemeinde versammeln, um mit ihr darüber zu verhandeln, dann nach Grobsdorf reisen, um mir erstens über Volkmann selbst die erforderlichen Kenntnisse einzusammeln, und, wenn ich es vortheilhaft finde, ihn für unsere Gemeinde zu gewinnen, indem ich mit demselben spreche, ob er geneigt sein möchte zu uns zu kommen und unter welchen Bedingungen.

Um die Angelegenheit nicht ins Lange zu ziehen, ist es aber, nachdem ich weiß, wie Sie darüber denken, auch zuvor nöthig, die Gemeinde zu vernehmen."

Diese hatte sich am nächsten Sonntage wieder zahlreich versammelt. Wie aber jeder Fortschritt die Leute, welche zu träge, oder zu unwissend sind, sich anzuschließen, aufreizt, sich dem Bessern entgegen zu stellen, so fingen auch hier diese Leute an, sich zu sammeln, um einen Widerstand entgegen zu setzen. Es waren namentlich zwei, welche als die Unzufriedenen mit den sogenannten Neuerungen, wie sie die angestrebten Verbesserungen nannten, bekannt waren und die alle Gleichgesinnte um sich zu sammeln bemühten — der verschrobene Bauer Altmann und ein vertrauter Freund vom verstorbenen Lehrer, Namens Krebs. Der letztere war früher sehr liederlich gewesen, dann plötzlich fromm geworden, und wurde von der Gräfin aus Finsterwalde und dem heuchlerischen Lehrer Schalk in Knieberg zur Verbreitung des wahren Glaubens gebraucht, eines Geschäfts, das er mit mehr Eifer als Geschick und Erfolg betrieb.

Diese beiden Eckensteher an den alten wurmstichigen Verhältnissen hatten in den Gemeindeversammlungen bisher geschwiegen, weil meist nur äußere Angelegenheiten zur Sprache gekommen waren. Aber in der nächsten, wo es sich um den neuen Schulmeister handelte, wollten sie, — das hatten sie sich fest vorgenommen, — „ihre Stimmen erheben und auch ein Wort sagen." So geschah es. Die Versammlung war zahlreich wie gewöhnlich.

Will hatte aber auch nicht unterlassen, in seinen Abendvereinen ausführlich mit den verständigsten Män-

nern der Gemeinde die Sache nach allen Seiten zu besprechen und es war ihm gelungen, dieselben für sich zu gewinnen. Obgleich ihm nun angedeutet worden war, daß die Krebse, wie man spottweise die Partei der „Fertigen" und „Gläubigen" nannte, sich heut gewaltig rühren würden, so eröffnete Will doch in gewohnter Weise und mit einer Ruhe die Versammlung, als wenn er den Sieg schon in der Tasche hätte, und machte sie mit dem Gegenstande bekannt. Seine Freunde hatte er aber gebeten, heut ja auf dem Platze zu sein; der Gegenstand sei sehr wichtig.

„Ihr wißt," meine Freunde, „sprach er, daß der Lehrer Fertig gestorben ist, und die Stelle bald wieder besetzt werden muß.

Wiewohl nun der Grundherr das Recht hat, den Lehrer zu wählen, so wissen wir doch alle, daß er gern unsere Wünsche berücksichtigen wird, um so mehr, als seine Ansprüche an den Lehrer auch Euere sein werden. Er will einen Mann, der unsere Kinder zu verständigen, guten und geschickten Menschen heranbildet; und das werden wir wohl ebenfalls wollen.

Diejenigen von Euch, welche mit einiger Aufmerksamkeit das bisherige Schulehalten angesehen haben, werden mir wohl beistimmen, wenn ich sage, daß in unsrer Schule eine völlige Umgestaltung vorgehen muß. Es ist kläglich, wie wenig in dem langen Zeitraum von 8 Jahren, den die Kinder die Schule besuchen müssen, geleistet wird. Die Kinder werden geplagt, eine Menge Dinge auswendig zu lernen, die sie nicht verstehen. und die sie also weder verständiger noch besser machen können. Ihr Geist wird nicht geweckt, sie bleiben stumpf, und die schönste Zeit ihres Lebens ist für sie verloren. Worin bestand der Religionsunterricht? Die meisten von Euch wissen es! Wie sieht es mit dem Lesen und Rechnen aus? Was wissen unsere Kinder von der Welt! Fragt sie zu Hause, oder geht in die Schule und staunt über die Unwissenheit!

Ist meine Schilderung unwahr oder rede ich die Wahrheit? Ich bitte, sprecht!"

Viele Stimmen durcheinander: „'s ist so! 's ist Alles wahr, 's war Schade um's Schulgeld!"

In einer Ecke, wo Altmann und Krebs saßen, erhob sich ein Gemurmel; aber es drang nicht hervor.

„Nun," fuhr Will fort, „wenn Ihr so klar das Beklagenswerthe des jetzigen Zustandes der Schule mit mir erkennt; so werdet Ihr mit mir gewiß auch einverstanden sein, wenn ich den Wunsch ausspreche: Laßt uns Alles aufbieten, einen recht tüchtigen Lehrer zu erhalten, einen Mann, der nicht nur unsern Kindern eine zeitgemäße Bildung in der Schule ertheilt, sondern der ihnen auch durch sein ganzes Leben mit einem guten Beispiele vorangeht, einen Mann, der auch ein treuer Freund und Lehrer der Erwachsenen ist. Denn wir müssen lernen, so lange wir leben."

„Aber," fragte Scharf, „wo werden wir einen solchen Mann hernehmen?"

„Ich glaube," sagte Gerade, „wenn es auch solche Lehrer gibt, sie werden in unser Dorf nicht kommen."

„Jene Frage und dies Bedenken sind beide nicht aus der Luft gegriffen," erwiderte Will; „aber wir wollen dies einstweilen bei Seite lassen. Ich möchte erst von Euch wissen, ob Ihr geneigt seid, ein Opfer für die Sache zu bringen. Wohl seh' ich ein, daß es in diesem Augenblicke Vielen von Euch sehr schwer werden wird. Aber ich kann Euch die Versicherung geben, daß es sich reichlich verzinsen wird. Wenn wir den Zweck — eine bessere Schule — wollen; so müssen wir auch die Mittel dazu wollen."

„Worin bestehen denn die Opfer," rief eine Stimme? „Was ist denn dazu, um einen tüchtigen Schullehrer zu erhalten, nothwendig?"

„Fast fürchte ich mich — es auszusprechen. Die Opfer sind groß, aber nicht so groß, als mein Vertrauen zu Euch, daß Ihr sie bringen werdet! Nicht so groß, als sie beim ersten Augenblick scheinen!"

„Wir müssen ein neues passenderes Schulhaus bauen und dem Lehrer einen bessern Gehalt geben.“

Es entstand anfänglich eine Todtenstille vor Schreck. „Das geht nicht,“ riefen Einige.

„Alles geht,“ entgegnete Will, „wenn man den Muth hat, es ernst anzugreifen.“

„Ich will zuerst von dem bessern Einkommen reden, und Euch den Weg zeigen, auf dem es zu erlangen ist. Das kann ich Euch im Voraus versichern, daß Herr von Volksleben, falls Ihr Euch zu einem Opfer entschließt, das Seine dazu gewiß beitragen wird.

Das Mittel, die Stellung des Letztern zu verbessern, ohne die Armen unter uns zu belasten, liegt darin, daß das Schulgeld abgeschafft werde. Ich fordere Euch auf, heut diesen Beschluß zu fassen und festzusetzen, daß es auf die Grundstücke und das Einkommen vertheilt werde. Die Schule ist eine Gemeindeanstalt, und nicht bloß für die, welche Kinder in die Schule schicken.“

„Das ist eine Neuerung!“ krähte eine Stimme aus der oben bezeichneten Ecke! Es war Altmann „Das ist eine Neuerung,“ wiederholte er, „und eine Ungerechtigkeit. Wir können uns das nicht gefallen lassen. Wer sich die Schuhe flicken läßt, muß bezahlen, und wer die Kinder in die Schule schickt, gibt das Schulgeld. Wie kämen wir dazu, daß wir Schulgeld für anderer Leute Kinder geben sollten!“

„Nun,“ donnerte Gerade mit seiner Alles erschütternden Baßstimme, „wenn Du's nicht weißt, Altmann, so will ich Dir's sagen. Sieh einmal her, hier neben mir sitzt der Häusler und Weber Blaß. Er hat fünf Kinder in die Schule zu schicken, und soll dafür Schulgeld zahlen. Ich habe deren drei gehabt; sie sind heraus, und ich gebe die Woche nicht einen Pfennig. Blaß hat von der großen Erde nicht so viel, daß er sich einige Gerichte Kartoffeln zeugen kann, und ich habe ein Gut von 130 Morgen. Blaß verdient wöchentlich mit all seinen Kindern nicht 1 Thaler, und davon muß

er 5 Sgr., also den 6. Theil an Schulgeld zahlen. Und für wen erzieht er denn seine Kinder? Für uns, die wir Etwas haben. Wenn Spitzbuben im Dorfe sind, unserm Blaß werden sie Nichts stehlen. Wenn boshafte Hände Feuer anlegen, ihm werden sie keine volle Scheune anzünden. Für uns Alle wirkt die Schule, also ist es unsre Schuldigkeit, daß wir Alle sie erhalten. Wenn die Schule gut ist, so werden der schlechten Menschen in der Gemeinde immer weniger werden; und ein einziger Schlingel kann uns jährlich an Gerichtskosten mehr abfordern, als wir für die Schule geben. Daß unser Schulz den Kopf auf der rechten Stelle hat, das wissen wir schon lange. Heut hat er gezeigt, daß er auch's Herz auf dem rechten Fleck hat. Ja, kein Schulgeld mehr; die Schule ist für die ganze Gemeinde, und diese muß sie daher auch erhalten. Ich stimme für den Vorschlag; und wer ein Herz im Leibe hat, der stehe auf und stimme mit mir."

Es war eine lautlose Stille, so lange Gerade sprach. So hatte er noch nie geredet. Die Versammlung erhob sich aber auch in Folge seiner Aufforderung in einer solchen Ueberzahl, daß man die Wenigen, welche sitzen blieben, kaum bemerkte.

„Das ist," nahm Will das Wort, „fast über meine Erwartung, so viel ich auch von Euch gehofft habe. Ich bin stolz, der Vorsteher einer solchen Gemeinde zu sein. Also das Schulgeld wird abgeschafft und die zur Unterhaltung der Schule und des Lehrers erforderliche Summe auf alle Einwohner nach Maßgabe ihrer Kräfte vertheilt. Unsere armen Miteinwohner werden also künftig auch dadurch eine bedeutende Erleichterung genießen. Sie werden sich für das, was sie bisher an Schulgeld mehr gezahlt haben, künftig ein Beet zu Kartoffeln ꝛc. miethen können." Im Stillen sagte er sich aber wohl, es würde ohne sein Vorarbeiten in dem kleinen Kreise schlimm ausgesehen haben.

Der Kampf um das neue Schulhaus dauerte länger.

Will wies zwar nach, daß sich weder der Platz, noch das Gebäude in seiner innern Einrichtung wie nach seiner Umgebung für den Zweck eigne, aber man wollte es einstweilen noch beibehalten, da es doch gar zu sehr an Mitteln gebreche.

Krebs erhob sich und sagte: „Der vorige Lehrer, Herr Fertig, hat viele Jahrzehende darin gewohnt und den Kindern den wahren Glauben gelehrt, wenn er auch jetzt mit Undank belohnt wird. Einen gelehrten Weltmenschen brauchen wir nicht zum Schulmeister. Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen. Und ein gläubiger Lehrer würde auch bescheiden mit dem jetzigen Hause zufrieden sein. Die Gräfin in Finsterwalde würde uns einen recht guten Lehrer zuweisen, dem wir gar keine Zulage machen dürften. Und der Herr Pastor in Nebelthal hat einen Hauslehrer —"

„Der," fiel ihm Scharf in's Wort, „für uns gut genug wäre. Wir wollen weder einen Finsterwälder noch Nebelthälschen; wir werden Dich anstellen, Krebs, Du wirst's eben so gut machen, wie Herr Fertig, Gott hab' ihn selig."

Wir dürfen den Lesern nicht mittheilen, daß ein schallendes Gelächter entstand. Die Niederlage der „Krebse" war vollständig. Der Bau des Schulhauses ward beschlossen, doch sollte erst ein neuer Schulvorstand ernannt werden, dem man unter Aufsicht der Gemeindevertreter das Weitere überweisen wolle. Will ward zur Ausführung ermächtigt und versprach in Betreff des neuen Lehrers keine Mühe zu sparen, einen tüchtigen Mann zu gewinnen.

Will war ziemlich warm, als er aus der Versammlung zu Hause kam; er ging sogleich zum Herrn von Volksleben, um ihm das Ergebniß der Gemeindeversammlung mitzutheilen, auch Abschied von ihm zu nehmen. „Denn," sagte er, „schon morgen will ich nach Grobsdorf, wo Volkmann jetzt ist. Möchte meine Reise keine vergebliche sein!"

Den folgenden Morgen ging er schon zeitig aus Strebmannsdorf fort, auf die Stadt zu, um mit der Frühpost abzureisen. Und wer ihn sah, dachte sich, wohin es ginge und wünschte ihm eine glückliche Reise. Jetzt kommt man in einem Tage weit. Schon am folgenden war er in der Nähe von Grobsdorf. Wenn er Jemanden aus der Gegend traf, erkundigte er sich nach dem Lehrer; aber die Urtheile waren so widersprechend, daß er selber ganz irre an dem Manne ward. Ein höchst gebildeter Mann, mit dem er auf dem Postwagen über Volkmann sprach, sagte: „So weit ich ihn kenne, ist es ein durch und durch tüchtiger Lehrer, der aber nicht nach Grobsdorf paßt. Es fehlt dort an Männern, die ihn unterstützen, und er selbst scheint anfänglich mit seinen Verbesserungen nicht von vorn angefangen, sich keinen Grund gebildet zu haben. Ich möchte ihm eine andere Stellung wünschen."

„Unter diesen Umständen würde er diese wohl auch annehmen?" fragte Will.

„So viel mir bekannt, ohne Zweifel."

Will wandte sich dem großen Dorfe zu. Er war nicht lange darin angelangt, als ihm ein Mann begegnete, der eine leidenschaftliche Bewegung verrieth. Will grüßte ihn und fragte: „Ist's noch weit in die Schule, guter Freund? Und kennt Er den Schullehrer? Was ist's denn für ein Mann?"

„Die Schule," antwortete er, „ist gleich hier oben, man sieht dort die Zaunecke vorgucken. Und den Schulmeister kenne ich auch sehr gut. Ich komme eben von ihm, und hab' ihm einmal meine Meinung gesagt. Volkmann heißt er, aber Tollmann sollt' er heißen, was der für Einfälle hat. Alles dreht er um."

„Aber, lieber Freund, was macht er denn, daß Ihr so unzufrieden mit ihm seid?"

„Lauter dummes Zeug, wohin kein Mensch denkt. Ich bin auch in die Schule gegangen, aber solcher Unfug ist nicht getrieben worden. Während wir z. B. still bei-

sammen saßen und die Hauptstücke lernten oder ein Kapitel aus der Bibel lasen, geht er mit den Kindern auf's Feld und läßt sie das Gras in der Wiese niedertreten, und da müssen sie Pflanzen ansehen, Bäume und Sträucher begucken. Und dafür soll man das sauerverdiente Schulgeld nausschmeißen. Wir lernten glauben, er lehrt sie denken; und die Grünschnäbel wollen klüger sein, als unser Eins. Jetzt sollen die Jungen nun auch gar noch klettern, als wenn sie Seiltänzer werden wollten. Na, ich hab' das Ding satt."

„Ob Euer Schullehrer wohl den Ort verlassen würde, wenn man ihm eine andere Stelle anböte?"

„— Warum denn nicht? Aber wer wird denn einem solchen Manne eine Stelle anbieten? Die Leute müßten ja halb verrückt sein."

„— Nun, ich kenne eine Gemeinde, die grade einen solchen Mann haben will, weil man sie etwas verrücken will, da es bisher schlecht mit ihr stand. Ich werde zu Herrn Volkmann gehen und mit ihm sprechen."

Der Grobsdorfer, welcher jetzt etwas ruhiger geworden war, hielt dies für Scherz. Dennoch verklärte sich sein Gesicht bei dem bloßen Gedanken, daß Volkmann wegkommen könne. Mit den Worten: „Ihr Grobsdorfer werdet zu spät bereuen, einen solchen Mann nicht besser gewürdigt zu haben," ging Will weiter.

Die Schule war erst kürzlich geschlossen worden, und Herr Volkmann stand im Garten, um sich von dem Zwiegespräch, das er nach derselben mit dem bekannten Grobsdorfer gehabt hatte, zu erholen. Will trat ein und wurde von Volkmann nicht erkannt; doch reichten einige Andeutungen hin, sich als alte Schulfreunde wieder zu erkennen.

Wir wollen die Leser mit den ersten Fragen und Gesprächen nicht behelligen, sondern sofort zur Sache übergehen, nachdem wir ihnen zuvor noch mitgetheilt haben, daß Will, statt Eine Jugendbekanntschaft zu erneuen, deren zwei aufzufrischen Gelegenheit hatte. Volkmanns Gattin war eine Tochter des Lehrers W a r m aus B.

Sie hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten und war vom liebenswürdigsten Charakter. Wir werden sie in der Folge noch als ausgezeichnete Frau kennen lernen.

„Aber sage mir doch nun, lieber Will, was bringt Dich denn her in unser Grobsdorf?“

„Du, lieber Volkmann, bist die einzige Veranlassung dazu. Ich komme gerades Wegs von Strebmannsdorf hierher und reise eben so unmittelbar wieder zu Hause.“

„Wie versteh' ich das?“

„Ich werde Dir das nachher kurz mittheilen. Jetzt laß Dich von den Schulstunden nicht abhalten. Ich sehe, daß eine neue Klasse sich versammelt hat, und die Uhr schlägt. Ich weiß, Du bist ein Mann vom Punkte. Aber noch eine Frage: Würdest Du mir wohl erlauben, Dich zu begleiten, wenn ich Dir verspreche, ein recht aufmerksamer Schüler zu sein? Oder wird es Deine Schüler stören?“

„Es stört sie nicht im Geringsten; im Gegentheil, Du machst mir eine Freude, wenn Du mir folgst.“

Will erkannte sofort den tüchtigen Lehrer in seinem Freunde. Mit einer seltenen Gewandtheit wußte er zu entwickeln; sein Unterricht war klar, und die Kinder hatten trotz des Unverstandes ihrer Aeltern, oder vielmehr höher gestellter Personen, die sich der Aeltern bloß als Mittel gegen den ihren Bestrebungen im Wege stehenden Mann bedienten, Liebe und Vertrauen zu ihm. Noch ehe die Stunde geschlossen, war Will innerlich mit sich im Klaren. Er theilte Volkmann den Zweck seiner Reise mit und fragte ihn dann: „Willst Du zu uns kommen nach Strebmannsdorf? Du wirst Dich vielleicht etwas schlechter stehen, aber siehe, so sind die Verhältnisse; das wollen wir. Es wird Arbeit erfordern, aber wir sind auf einem guten Wege. Auch Deine wackere Frau soll Beschäftigung finden. Nun?“

„Man muß das überlegen, lieber Will. In einer Hinsicht möchte ich sofort mit Dir, aber es ist gegen

meine Grundsätze. Der kämpfende Mann muß nie den Platz räumen."

„Ei, ja; wenn er gegen Dreschflegel kämpft; wenn er sieht, daß er seine Kräfte unter der Ungunst der Verhältnisse nutzlos aufreibt. Ist es dann nicht besser, er geht an einen Platz, wo ein Erfolg seiner Thätigkeit zu erwarten steht?"

„Du hast recht," erwiederte Volkmann. „Was meinst Du?" fragte er, zu seiner Frau gewandt.

Diese erklärte, gern zu folgen. Will blieb bis den folgenden Tag, und mancher Plan für die Zukunft ward entworfen. Bei seiner Abreise versprach Will, das Weitere zu veranlassen und bald zu schreiben.

Zu Hause angekommen, ließ er die Schöffen, die Schulvorsteher und Gemeinde-Deputirten zusammen kommen, erstattete ihnen Bericht, und, da sie bis auf die alten Schulvorsteher mit ihm vollkommen einverstanden waren, so veranlaßte er sie, den Lehrer Volkmann dem Herrn von Volksleben zur Berufung vorzuschlagen. Dieser war indeß bereits von Will vollständig in Kenntniß gesetzt. Die Berufung erfolgte. Volkmann zog ein und wurde recht freundlich empfangen. Zwar hatten sich auch bei seinem Abgange in Grobsdorf Spuren seines Wirkens als edle Regungen gezeigt; aber es that ihm doch sehr wohl, in eine Gemeinde zu kommen, wo es Männer gab, die mit ihm dasselbe anstrebten.

Wir lassen ihn einstweilen die Schule einrichten und kommen später auf seine Wirksamkeit zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Was der landwirthschaftliche Verein in der Gemeindeversammlung berichtet und was sonst darin zur Sprache kam.

Wie Will die erworbenen Kenntnisse zur Verbesserung seiner eigenen Wirthschaft anwandte, so war er auch

ununterbrochen bemüht, die Gemeinde in jeder Beziehung zu heben. Namentlich war es ihm darum zu thun, an die Stelle der Spinner und Weber andere Insassen zu erhalten. Wenn, was jetzt nicht selten geschah, das Haus eines Webers zum Verkauf ausgeboten wurde, weil der Besitzer verarmt oder gestorben war; so gab er sich Mühe, kräftige, bemittelte Leute heran zu ziehen. Und da das Wirken der Grundherrschaft, wie der Ortsgerichte, und deren Einrichtungen aus neuerer Zeit, auch anderwärts besprochen wurden; so fehlte es nicht an Leuten, die sich in Strebmannsdorf ansässig zu machen wünschten.

Will unterhielt sich, wie bekannt, gern mit Handwerksburschen, und in seiner Stellung als Schulze fehlte es ihm nicht an Gelegenheit dazu.

Einmal kam ein Schuhmacher, der am Orte über Nacht bleiben wollte. Will glaubte, ihn schon einmal gesehen zu haben; denn er hatte viel Aehnlichkeit mit dem Rothwälder, den wir von Innsbruck aus bereits kennen. Er kam zurück, um seine Heimath zu besuchen und sich in Schlesien niederzulassen. Wie groß war seine Freude, als sich ihm Will, den er schon lange mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, zu erkennen gab.

„Ihnen," sagte er, „verdank ich mein Lebensglück." Er erzählte ihm nun, wo er seit jener Zeit gewesen, wie er seinen Grundsätzen treu geblieben, sich eine Summe zur Niederlassung erworben und sich nicht nur zu einem tüchtigen Schuhmacher ausgebildet, sondern auch noch mehr andere Kenntnisse erworben habe, die ihm einst recht nützlich sein könnten.

Da es in dem Dorfe an einem geschickten Schuhmacher fehlte, so fragte ihn Will, ob er schon einen Ort zu seiner Niederlassung bestimmt habe, und wenn nicht, ob er sich vielleicht hier ansässig machen wolle, da in künftiger Woche ein gut gelegenes Haus verkauft werden solle. Der Rothwälder, Frisch mit Namen, hatte eine große Freude über diesen Vorschlag. „Immer," sagte er, „habe ich mir gewünscht, einmal an einem Orte zu woh-

nen, wo es einen Mann gäbe, wie Sie. Ihr Wirken, das sollen Sie sehen, ist bei mir nicht fruchtlos gewesen."

Frisch hatte sich mehrere Hundert Thaler gesammelt, wie er aus seinen Papieren nachwies. Er eilte, um wenigstens so viel baares Geld zu beschaffen, als zur Anzahlung erforderlich war. Will wunderte sich selbst, wie er eine so bedeutende Summe habe ersparen können.

„Ich habe sie auch nicht," erwiderte er, „als bloßer Schuhmacher erspart; ich habe Gelegenheit gefunden, mich in den Stunden, die ich sonst im Wirthshause versaß, durch Lesung guter Bücher mit der Bienenzucht vertraut zu machen, habe dann an verschiedenen Orten gearbeitet, wo sie stark getrieben wurde, und mir, namentlich im letzten Jahre, wo ich nicht nur in Einem Dorfe, sondern in mehrern bei allen Bienenangelegenheiten zu Hülfe gerufen wurde, während andere Gesellen den Wochenverdienst vertranken, noch manchen Thaler erworben."

Darüber freute sich Will sehr; denn er hatte schon einen Plan in seiner Seele, wobei ihm Frisch wie gerufen kam. Darum hieß er ihn aufrichtig willkommen.

Er fragte nun, ob Frisch nicht wisse, wo Einer oder der Andere von seinen schlesischen Genossen sei, die damals in Innsbruck beisammen gewesen wären, und was aus ihnen geworden sei.

„Der Tischler wird in unserer Nähe sein," antwortete er, „wir trafen uns in Frankfurt a. d. O., und er hat mir versprochen, binnen 4 Wochen Nachricht zu geben, weil ich ihm schreiben soll, wo ich mich niedergelassen habe. Auch er ist seinem Versprechen treu geblieben. Der Schneider ist lange in Berlin gewesen, hat nicht nur die dortige Gewerbschule, sondern auch die Turnanstalt besucht, wo er sich zu einem tüchtigen Turner ausgebildet hat. Gegenwärtig wird er in B. sein." Will freute sich über diese Nachricht. Frisch kaufte sich in Strebmannsdorf an und sagte: „Wenn ich mein Fortkommen finde, will ich auch meinem Freunde davon Nach-

richt geben.“ An ihm hatte die Gemeinde wieder ein tüchtiges Mitglied gewonnen.

Will hatte nach allen diesen Vorgängen die Gemeinde wieder zu einer Berathung und Beschlußnahme versammelt.

„Zunächst,“ sagte er, „will Euch der erste Verein, meine Freunde, Nachricht von seiner Wirksamkeit geben. Wir haben uns vor längerer Zeit mit der Frage beschäftigt: Wie wir uns wohl gegen die zunehmende Verarmung und die daraus entspringende Noth wehren könnten. Ich sage wehren; denn es ist ein Feind, den wir besiegen müssen, oder er besiegt uns. Wir haben in jener Versammlung einen Verein gebildet, der, was eben die Benutzung des Bodens betrifft, darüber nachdenken soll, wie auf diesem Wege noch mehr Mittel zu finden seien, unsern durch das Darniederliegen ihres erlernten Berufs verarmten Mitbewohnern zu Hülfe zu kommen. Ich wiederhole, wir müssen uns selbst helfen, wenn uns geholfen werden soll.“

„Im Allgemeinen kann ich bemerken, daß die Acker- und Wiesenverbesserung fortschreitet. Was die letztere betrifft, so hat sich die Zahl der Kühe in unserem Dorfe seit vorigem Jahre um 20 erhöht, und wenn jede derselben einen Ertrag von 30 Thalern liefert, so ist die Gemeinde um 600 Thaler wohlhabender geworden. Was mich aber hierbei besonders freut, ist der Umstand, daß mehrere Häuser, die früher keine Kuh hatten, jetzt eine angeschafft, wenn auch noch nicht vollständig bezahlt haben. Ich spreche den Bauern Trautmann, Gerade und Milde, die besonders dazu mitgewirkt haben, daß wieder einige Familien gehoben wurden, im Namen der Gemeinde meinen Dank aus. Wir müssen nicht ablassen, wenn wir der Noth Herr werden wollen, den Leuten eine andere Beschäftigung zu verschaffen; denn beim Spinnrocken und am Webstuhl müssen sie, unter den jetzigen Verhältnissen, erhungern. Und wollen wir sie blos durch Almosen erhalten; so ist das für uns eine Last, und für sie, die es empfangen sollen, nicht minder. Denn Almo-

sen schmeckt nur dem abgestumpften Bettler, aber nicht Menschen von Gefühl. Dieser will sein selbst erworbnes Brod essen. Ich bitte, daß der Verein uns Mittheilung von seinen Bestrebungen mache.“

Scharf nahm das Wort: „Das Acker= und Wiesenland läßt sich in der Weise, wie wir jetzt angefangen, noch bedeutend verbessern. Der Ertrag kann noch um Vieles höher werden.“

„Eine der ansehnlichsten Einnahmen auf den Höfen ist der Erlös aus der Wolle. Mit unserer Schafzucht machen wir uns blos lächerlich. Der Verein schlägt für die Zukunft die Gründung einer oder zweier Gemeindeschäfereien vor, woran sich jeder Grundbesitzer betheiligen kann. Nachdem wir den Ertrag unserer Felder erhöht haben, können wir auch die Schafzucht veredeln, und den Ertrag derselben erhöhen. Eben so wollen wir für stärkeres Rindvieh sorgen. Dies, um den Wohlstand der Gemeinde im Allgemeinen zu heben.“

„Die nach der Stadt hin gelegenen Aecker würden sich zu Erzeugung von Gemüße besonders eignen. Wir schlagen vor, daß einstweilen mit einem Ackerstück der Versuch gemacht werde. Es müßte dies dann streifenweise an die ackerlosen Weber und Spinner vermiethet werden, welche sich am Besten dazu eigneten. Es könnten mit Ziehung der Küchengewächse für die nächste Stadt sich eine Menge Familien beschäftigen.“

Gerade fuhr jetzt fort: „Wir haben auch überall noch viel unangebauten Boden, alte Lehden, unbepflanzte zum Theil mit Stein bedeckte Hügel, wüste, breite Viehtriebe u. dergl. gefunden, und ein vollständiges Verzeichniß dieser Bodenstrecken aufgenommen, jedem eine Nummer gegeben, dahinter die Lage bestimmt, die Größe nach Aussaat abgeschätzt, und sie nach ihrer leichtern oder schwerern Urbarmachung geordnet. Wir wollen nun folgenden Vorschlag machen:

„Unser Dorf hat etwa 240 Häuser, durchschnittlich von 6 Personen bewohnt. Ziehen wir davon 20 Bauern

und 60 Gartenfeldbesitzer ab, so bleiben noch 130 Häuser übrig, deren etwa 800 Bewohner fast ausschließlich auf Spinnerei und Weberei angewiesen sind. Unter den 130 Häusern dürften sich noch etwa 30 befinden, die aus dem einen oder andern Grunde noch nicht geradezu der äußersten Noth Preis gegeben sind. Es bleiben also 100 übrig. Es möchte nun gut sein, daß aus diesen Hundert Familienvätern etwa 10 oder 20 Gesellschaften gebildet würden, welchen man die unbebauten Stellen zum Anbau überwiese, so daß immer 5 oder 10 derselben, die am nächsten beisammen wohnten, einen Theil der Bodenflecke zur Urbarmachung erhielten. Sie würden dieselben bebauen und 5 bis 10 Jahre unentgeldlich den Ertrag genießen. Von den meisten Besitzern haben wir bereits die Einwilligung, die übrigen werden sie hoffentlich wohl auch ertheilen. Nach einer blos oberflächlichen Abschätzung wird der unbebaute Flächenraum so viel als zwei Bauergüter betragen. Ob nun den Hundert, denen die Strecken zu überweisen wären, damit etwas gedient sein wird, müssen wir erwarten. Von Einigen weiß ich, daß ihnen damit ein großer Dienst geschieht. Andere sind vielleicht so schwach, daß sie gar nicht im Stande sind, Boden, und namentlich solchen Boden, zu bearbeiten."

Gerade hatte kaum ausgesprochen, als sich sofort eine Menge selber meldete, Andere von ihren Nachbarn oder Bekannten gemeldet wurden.

Will sprach seine Freude darüber aus, daß auch dadurch wieder ein Schritt gethan sei, wenn auch nicht plötzlich die Leute glücklich zu machen, doch eine bessere Zukunft für sie herbeizuführen.

„Wenn die Leute etwas Nahrungsmittel erzeugen, dann werden sie essen und Kräfte bekommen; haben sie Kraft, dann haben sie Muth, und der Muthige kommt überall im Leben fort. Eine matte Fliege aber kommt nicht weit."

„Jetzt können wir aber die Meldung nicht annehmen. Diese möge im Laufe der Woche beim Gerichtsschreiber erfolgen; künftige Woche werden wir uns mit der Vertheilung beschäftigen.“

„Ich habe,“ bemerkte Traumann, „noch hinzuzufügen, daß für einen Theil der kräftigen Männer eine Beschäftigung gefunden würde, wenn man einige Steinbrüche eröffnete und Granitblöcke spaltete. An Material fehlt es nicht. Doch gebricht es unserer Gesellschaft in Bezug darauf an einem sachverständigen Mitgliede, das wir erst erwerben müssen.“

Will richtete nun die Frage an die Versammlung: Ob sie mit den Bestrebungen des Vereins und dem, was er in der kurzen Zeit seines Bestehens geleistet habe, zufrieden seien, und was sie dazu meinten.

„Ich habe,“ begann ein hochbejahrter Mann in der Versammlung, „heut meinen fünfundsechzigsten Geburtstag, und werde es wohl, ich fühle es, nicht mehr erleben, daß die Leute alle wohlhabend werden; aber das kann ich versichern, wenn wir vor dreißig Jahren es so angefangen hätten, wie es jetzt geschieht, dann wäre nicht so viel Noth in unserm Dorfe. Wie gern wollte ich helfen, aber man hat zu wenig gelernt, und die Kräfte sind weg.

Kann ich aber auch nicht mehr mit ernten, so freue ich mich doch, daß ich Männer sehe, welche den Boden zurecht machen und säen. Ich für meine Person danke den Männern, den Ortsgerichten sämmtlich und allen Denen, die sie unterstützen!“

Es war, als hätte dieser Mann, der bisher noch nie das Wort genommen, die Meinung Aller ausgesprochen.

„Das war recht! Wir danken auch! So fort!“ rief man durch einander.

„Ich höre,“ nahm Will das Wort, „den Ruf: So fort! Und dieser Ruf ist mir und uns Allen, die wir uns mit dem Wohle der Gemeinde beschäftigen, gerade recht. Man muß nie auf dem halben Wege stehen bleiben,

und wer A sagt, der muß auch B sagen. Ich fordere Euch auf, heut einen neuen zweiten Verein zu bilden. In einer Gemeinde, in der Leben herrscht, muß jeder Einzelne wissen, daß er ein Glied derselben ist, er muß mitarbeiten am allgemeinen Besten. Kümmert sich Jeder nur für sich, dann erhungern zuletzt die Meisten. Mancher von uns könnte, ohne daß er einen Quadratfuß Boden zukauft, sein Besitzthum um 2—500, ja 1000 Thlr. im Werthe erhöhen, wenn — er wollte.

Wie viel Scheffel Aepfel sind erforderlich, um 20 Thl. einzunehmen! Und das sind die Zinsen von 400 Thlr. Ihr merkt, daß es sich um große Obstbaumpflanzungen handelt. Unser Dorf bis an seine äußersten Grenzen muß in einen Obstbaumwald verwandelt werden. Es kann dies freilich nicht auf einmal, sondern nur allmählig geschehen, aber wir müssen doch anfangen.

Es werden an beiden Seiten des Dorfs bis an die Grenzmarken mindestens 40 Wege gehen. Dies gibt 80 Baumreihen, jede beinah ¼ Meile lang. Ist jede auch nur mit 300 Bäumen bepflanzt, und wird der Ertrag jedes Baumes auch nur auf 5 Sgr. veranschlagt, so gibt dies eine Summe von 4000 Thlr. Wäre auch nur der vierte Theil dieser Summe seit 50 Jahren gesammelt worden, so besäße die Gemeinde ein Vermögen von 50000 Thlr., und könnte mit den 2500 Thlrn. jährlicher Zinsen wohlthätige Anstalten gründen und sie unterhalten. Es ist nicht geschehen; und wir sind geneigt, Die anzuklagen, die es unterlassen haben. Damit aber unsere Enkel nicht einst uns anklagen, so laßt uns das thun, was man früher versäumt hat.

Welche von Euch, meine Freunde, wären geneigt, zu einem Obstbauverein zusammen zu treten?"

Es meldeten sich gegen zwanzig Männer aus der Gemeinde-Versammlung. Will wählte mit den Schöffen die geeignetsten aus und bat die Andern, sie möchten einstweilen immer an den Zusammenkünften des Vereins Theil nehmen. Wenn er sie nicht als wirkliche thätige Glieder

aufgenommen, so habe dies darin seinen Grund, weil er auch noch Männer für andere Zwecke bedürfe, die er später zur Sprache bringen werde.

„Ihr wißt," fuhr er fort, „daß ich Etwas von der Obstbaumzucht verstehe, ich werde, nachdem der Feldbauverein im Gange ist, vorzugsweise dem zweiten Vereine meine Aufmerksamkeit widmen. Außerdem hat sich unser Lehrer Herr Volkmann viel mit Obstbaumzucht beschäftigt. Er wird als Mitglied in den Verein eintreten. Der Verein wird dafür sorgen, daß gute Obstsorten gezogen und so viel als möglich Sorten Obst, je nach Boden und Oertlichkeit gepflanzt werden. Zunächst werden wir gute Sorten verschreiben, um den Anfang nicht zu weit hinauszuschieben. Was meint Ihr dazu? Findet die Sache Unterstützung?"

Anfänglich wurden gar manche Bedenken laut, die man aber endlich alle beseitigte. Der Eine meinte, die Bäumchen würden nicht fortkommen, würden von bösen Buben verdorben werden, das Obst würde man stehlen &c.

„Ich, meine Freunde," sagte Will, „verfuhr bisher bei allen Unternehmungen so: Erst prüft' ich, ob die Sache gut sei. Und fand ich, daß sie Segen bringe, dann begann ich und ließ mich durch tausend Möglichkeiten nicht abhalten, sie auszuführen. Wer aus Furcht, ein Bein zu brechen, nicht auftritt, der bleibt bis an seinen Tod in der Wiege liegen. Man wird uns Bäumchen zerbrechen, man wird uns Obst stehlen. Beides wird aber mit der Bildung der Gemeinde immer seltener werden. Dem Muthigen hilft Gott."

„Ich will gern noch einige Bäumchen pflanzen, bevor ich sterbe," sagte der Alte, den wir vorhin schon kennen lernten. „Wie glücklich würd' ich sein, könnt' ich Strebmannsdorf in zehn Jahren einmal sehen, wenn es im Frühjahr in der Mitte von tausend und aber tausend blühenden Obstbäumen stehen wird."

Es sprachen noch Mehrere dafür; und es ward be-

schlossen, den Obstbau planmäßig zu treiben, und nicht wie bisher dem Zufall zu überlassen.

„In Bezug hierauf," bemerkte Will, „hab' ich Euch noch eine erfreuliche Mittheilung zu machen; die, daß der Herr von Volksleben, theils um Euch seine Freude über Eure wackeren Bestrebungen auszusprechen, theils um Euch einen Beweis zu geben, wie sehr ihm nicht nur das jetzige, sondern auch das künftige Wohl der Gemeinde am Herzen liegt, den Bauplatz zum neuen Schulhause vor seinem Felde der Gemeinde geschenkt hat. Einen so passenden hätte ich in unserm Dorfe sonst nicht gefunden. Das Schulhaus soll demnach fast in die Mitte des Dorfs kommen, zwischen meine Besitzung und das Schloß. Unterm Bauplatz ist jedoch nicht der bloße Fleck zu verstehen, auf dem das Haus zu stehen kommen wird, sondern das ganze Ackerstück, auf dem voriges Jahr der schöne Roggen stand. Herr v. Volksleben hat aber bestimmt, daß dies Grundstück lediglich für Schulzwecke benützt, daß zunächst eine große Baumschule angelegt werde, in welcher die Knaben unter Anleitung des Lehrers mit der Ziehung und Veredlung junger Obstbäume bekannt gemacht werden. So wird allmählig die Obstbaumkunde in unserm Dorfe allgemein werden. Sobald die ersten Wildlinge werden zur Veredlung zeitig sein, werde ich bei meinen großen Bekanntschaften dafür Sorge tragen, daß wir von jeder Obstart Reiser von den verschiedensten Sorten erhalten. Und es soll in zehn Jahren wohl nicht leicht eine Obstsorte geben, die falls ihnen unser Klima nicht entgegen ist, hier nicht zu finden wäre. Ich will jetzt nicht davon reden, daß auf diesem Wege unser Dorf einst ein großer, schöner Garten sein, und in dessen Mitte das freundliche Schulhaus Jedem, der in dasselbe eintrittt, verkünden wird, was für ein Geist unter seinen Bewohnern herrscht; nur aufmerksam will ich Euch wieder darauf machen, daß die Pflanzung und Pflege der Bäume, das Abnehmen, Backen und Verkaufen des Obstes sehr vielen Händen Beschäftigung und also Lebensunterhalt gewähren wird, ganz

abgesehen davon, daß das Obst selbst ein gutes Nahrungsmittel ist und schon das unreife, abgefallene, zum Füttern des Viehes und zum Mästen der Schweine verwendet werden kann."

Die Gemeinde beschloß dem Herrn von Volksleben für das große Geschenk und die dadurch auf's neue an den Tag gelegte volksfreundliche Gesinnung durch eine Deputation zu danken.

„Ich bin," fuhr Will fort, „noch nicht zu Ende. Die Gemeinde hat vor längerer Zeit einen Prozeß gegen die vorige Grundherrschaft in Bezug auf gewisse alte Abgaben und Dienste geführt, aber verloren. Es handelte sich, wenn ich nicht irre, um Spinn-, Jagd- und Wachgeld, Botensteuer, Handlanger-, Hau- oder Mäh- und Rechtage. Außerdem muß auch noch Zinsgetreide geliefert werden. Das besteht Alles noch. Herr von Volksleben ist, wiewohl er das Alles als Recht erworben, d. h. mit bezahlt hat, bereit unter Bedingungen, die für uns sehr annehmlich sind, auf eine Ablösung dieser drückenden Verpflichtungen einzugehen. Die erst genannten Gelder will er der Gemeinde zur Gründung eines Wohlthätigkeitsfonds überweisen und für die übrigen Ablösungen hat er weit billigere Bedingungen gestellt, als Ihr sie früher selbst geboten habt. Dabei soll Jeder die Ablösungssumme bezahlen, wann es seine Verhältnisse erlauben."

Die Gemeinde war hoch erfreut über diesen Vorschlag und Einer sagte: „Wir wollen unsererseits alles Mögliche thun, um dem „Herrn" den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen. Einen solchen Herrn kriegen wir nicht wieder, und die Frau ist ein wahrer Engel."

„Das ist sie auch," bestätigte Will. „Nachdem nun," fuhr er fort, „unser zweiter Verein gebildet, und wieder ein Schritt zum Besten geschehen ist, so wollen wir rüstig das, was wir heut besprochen und beschlossen haben, ausführen, und den Segen erwarten. Nur vergesse Keiner,

daß die Samenkörner, die wir morgen streuen, nicht schon übermorgen eine Ernte bringen können. — Die Versammlung ist heut geschlossen."

Vierzehntes Kapitel.

Was in Strebmannsdorf zur Bildung der Jugend geschieht.

Es ist inzwischen einige Zeit verflossen. Mögen mir die geneigten Leser folgen. Auf einem schönen freien Platze steht das geschmackvolle neue Schulhaus, eine Zierde des Dorfes. So wollte es Will und auch der Herr v. Volksleben, weil sie die Schule für den Bildungstempel der Zukunft hielten; und dieser, war ihre Ansicht, darf kein elender, finsterer Winkel sein. Es enthielt außer zwei lichten, geräumigen Lehrzimmern mehrere Stuben für die Familie des Lehrers, und eine Wohnung für den in Ruhestand gesetzten Lehrer, falls er auf eine ehrenvolle Weise seine Wirksamkeit beschließt, oder für die Lehrerwitwe. Vor dem Eingange war ein wohleingerichtetes Gärtchen. Hinter dem Hause feldwärts ein Spiel- und Turnplatz, woran eine große Baumschule grenzte.

Während die Feld- und Obstbauvereine in ihrer Weise für die Wohlfahrt der Gemeinde wirkten, hatte sich der Lehrer Volkmann die Bildung der Jugend, d. h. das Wohl der künftigen Gemeinde zur Aufgabe gemacht. Sein Wirken war hier ein anderes als in Grobsdorf. Schon in den ersten Wochen hatte er sich die Liebe der Schuljugend erworben, weil die Aeltern zu ihm Vertrauen hatten und nicht, wie in Grobsdorf geschah, den ganzen Tag auf ihn raisonnirten.

Eines Tages las er seinen Schülern zur Ermunterung eine lehrreiche Geschichte vor und sie hörten höchst

aufmerksam zu. Als er zu Ende war, baten sie: „Ach, Herr Volkmann, noch eine!“

„Wie ich sehe,“ antwortete der Lehrer, „machen Euch solche Sachen Freude. Muß ich sie denn aber lesen? Könnt Ihr das nicht selbst? Ihr habt ja lesen gelernt.“

„O wir wollen sie auch selbst lesen,“ riefen einige Kinder, „geben Sie uns nur das Buch!“

„Für heut ist die dazu bestimmte Zeit vorbei; aber, wenn Euch das Lesen Freude macht, so will ich Euch zeigen, wie Ihr Euch diese Freude recht oft selbst bereiten könnt! Wollt Ihr?“

„Ja, ja!“ riefen sie freudig.

„Nun, so hört! Es gibt ein Sprichwort, das heißt: Pfennige machen Thaler. Sind wohl einige unter Euch, die wöchentlich 1 Pf. geben wollten? Diese würden wir sammeln und ein schönes Buch kaufen. Ich legte ein Verzeichniß an und schriebe in das Buch Nr. 1. Das wäre nun ein Eigenthum der Schule, ich gäbe es Euch zu Hause mit und Ihr könntet die sämmtlichen Geschichten lesen, die darin stehen; ja Ihr könntet sie Sonntags oder Abends Euren Aeltern vorlesen und Euch so recht im Lesen üben. Wie sieht's aus.“

Viele erhoben die Hände und riefen: „Ich, ich!“ Andern sah man es an, daß sie lieber die Geschichte bald gehabt hätten. Diese belehrte Herr Volkmann. „Seht, Eure Väter pflanzen jetzt Obstbäume, weil sie Obst haben wollen; aber sie bekommen es auch erst spät. Man muß erst säen, ehe man erntet.“

Schon den folgenden Tag brachten die Kinder ein, zwei, drei und mehrere Pfennige, je nachdem ihre Aeltern mehr oder weniger wohlhabend waren, mit. Bald konnte Herr Volkmann das erste Buch kaufen und ausgeben. Das war eine Freude! Nun lasen die Kinder zu Hause vor, und die Aeltern sagten: „Jetzt hören wir doch, daß die Kinder Etwas in der Schule lernen.“ Zu dem ersten Buche kam bald das zweite, dritte, vierte &c. mit schönen Reisebeschreibungen über Amerika und Asien &c.

„Wie nennt man denn," fragte Herr Volkmann einst die Kinder, „eine Sammlung von Büchern?"

Ein Knabe wußte es, und rief: „eine Bibelothek."

„Bibliothek, willst Du sagen. Seht, mit Euern Pfennigen habt Ihr den Grund zu einer solchen Büchersammlung für unsere Schule gelegt. Wollt Ihr nun aufhören, oder wollen wir immer noch neue ankaufen, so daß jedes von Euch jede Woche ein Buch erhalten kann?"

Es versteht sich, daß sie nicht für das Aufhören waren. Die Beiträge kamen im Gegentheil jetzt reichlicher, da schon viel Erwachsene die schönen Bücher lasen.

Einmal war beim Bauer Gerade ein Lichtenabend. Da kam sein Enkelsohn mit dem Buche und sagte: „Soll ich eine schöne Geschichte vorlesen?"

Man ließ ihn lesen, und die Gesellschaft freute sich so, daß sie fragten, wo er das schöne Buch her habe. Der Knabe erzählte nun die Geschichte, wie sie eine Bibliothek machten. Und da sagten sie Alle: „Da müssen wir Euch was zu Hilfe geben. Nimm einen Teller, geh herum und sammle eine Bücherkollekte, und nimm's morgen mit in die Schule."

Wie sprang der Knabe am folgenden Morgen, Herrn Volkmann den gesammelten Thaler zu übergeben. Nach zehn Jahren schon waren mehrere hundert Bände beisammen. Eine Abtheilung enthielt Schriften für die Schulkinder, eine andere für die reifere Jugend, eine dritte für die Erwachsenen. Man hatte sie dann Volksbibliothek genannt. Wer sich über etwas belehren wollte, schickte in die Schule und ließ sich ein Buch holen. Da war kein Fach, über das man nicht Etwas erhalten konnte.

Die Bücher allein hätten es aber nicht gethan. Es gehört auch Verstand dazu, sie zu lesen und zu verstehen. Und mit dergleichen Kenntnissen, die Jemand bis zu seinem vierzehnten Jahr erwirbt, kommt er nicht weit, wenn er auch recht aufgepaßt hat. Das wußte Volkmann. Er trat daher, sobald er sich nur etwas eingerichtet hatte, mit allen, die, wie er wußte, Theilnahme für die Jugend-

bildung besaßen, zu einem Vereine zusammen, der sich Volksbildungsverein nannte. Er bestand aus Volkmann und seiner Frau, dem Herrn von Volksleben und seiner Gattin, dem Schneider Rasch, der sich inzwischen hier niedergelassen hatte, und der Frau Will, deren Mann, so oft es seine andern Geschäfte zuließen, daran Theil nahm.

Man hatte erkannt, daß, wenn es in einer Gemeinde wohl stehen solle, alle dazu mitwirken müssen, daß dies aber ohne Bildung des Geistes und Herzens nicht geschehen könne. Das müssige Glauben und die Hände in den Schoß legen, oder, was zuletzt dasselbe sei, das Zusammenschlagen derselben über dem Kopfe thun es nicht. Nach sorgfältiger Berathung hatte man sich daher vereinigt. Herr Volkmann sollte die Jünglinge bilden. Und er verfuhr dabei so: Er sagte nicht: Die aus der Schule entlassene männliche Jugend solle wieder in die Schule kommen und lernen. In diesem Alter glauben die Leute ausgelernt zu haben. Er machte es anders.

Als die ersten Knaben bei ihm die Schule verließen, sagte er zu ihnen: Viele von Euch haben mir Freude gemacht. Es wird mir lieb sein, sie zuweilen bei mir zu sehen. Welche wollen mich denn wöchentlich ein- oder zweimal besuchen?

Da waren gleich Mehrere, die sich meldeten. Herr Volkmann hieß sie, als sie sich zur bestimmten Zeit bei ihm einfanden, freundlich willkommen, unterhielt sich über verschiedene Gegenstände mit ihnen. Er las ihnen aus einem Buche oder aus der Zeitung etwas vor und besprach sich mit ihnen. Er sagte, sie möchten sich von einem Besuch zum andern Jeder einige Fragen aufschreiben oder merken, über die sie Belehrung wünschten; sie möchten jetzt ihn fragen, früher habe er sie gefragt. Das gefiel ihnen gar gut. Es kamen bald einige andere dazu, indem sie um Erlaubniß baten, auch an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Herr Volkmann gab ihnen Bücher zum Lesen. Das nächste Jahr schlossen sich von den austretenden Schülern wieder eine Menge an. Und in we-

nigen Jahren hatten sich die besten und verständigsten Jünglinge um Volkmann geschart — es war eine Jünglingsschule gebildet, in der kein Gegenstand des Wissens unangebaut blieb und welche der Gemeinde die wackersten Glieder zuführte.

Wenn sonst die männliche Jugend Sonntags und auch wohl an andern Tagen mit einem kurzen Stummel von Tabakspfeife in der Schenke beim Branntweinglase saß, sich wild herum trieb und sich gar manche Rohheiten erlaubte; so gab es in wenigen Jahren wenigstens eine Anzahl Jünglinge, die daran kein Wohlgefallen fanden. Sie sammelten sich dafür auf dem Turnplatze um Herrn Rasch, der sich in Berlin zu einem fertigen Turner ausgebildet hatte. Es galt hier nicht halsbrecherische Seiltänzerkunststücke, sondern körperstärkende Uebungen.

Frau Will hatte es übernommen, in ähnlicher Weise, wie Herr Volkmann mit den Jünglingen that, die aus der Schule entlassene weibliche Jugend fortzubilden. Sie hatte, was so Wenige erkennen, erkannt, daß sehr viel auf eine gute Hauswirthin ankommt, weil sie mit der Schürze mehr heraustragen kann, als der Mann mit dem Erntewagen hineinfährt; und daß, obgleich Jeder eine tüchtige Hausfrau wünscht, weil ohne sie die beste Wirthschaft hinter sich geht, doch so wenig geschieht, tüchtige wirthschaftliche Hauswirthinnen zu bilden.

In der Woche, wo die Mädchen das Schulleben beschlossen, ging Frau Will in die Schule und fragte Herrn Volkmann, welche von den abgehenden Mädchen wohl die fleißigsten wären und sich am besten betragen hätten. Es wurden ihr eine Anzahl genannt, denen der Lehrer ein gutes Zeugniß geben konnte.

Diese lud als Auszeichnung Frau Will nächsten Sonntag zum Kaffee zu sich. Da Frau Will in der Gemeinde in sehr hoher Achtung stand, so war dies eine große Ehre für die Mädchen und sie fühlten dies. Sie sprach mit ihnen über das Wichtige des neuen Lebensabschnitts, wie über die in der Schule erworbenen Kennt-

nisse. Die Mädchen fühlten, daß sich noch gar viel Lücken in ihren Kenntnissen befanden und Eine sprach dies auch aus. „Man möchte jetzt noch einmal anfangen in die Schule zu gehen.“

„Gewiß,“ sagte Frau Will, „es gibt sehr viel zu lernen, auch für uns Frauen. Es ist gar nicht leicht, eine ordentliche und tüchtige Hausfrau zu sein. Außer den Schulkenntnissen soll sie nun aber auch eine Menge anderer weiblicher Kenntnisse, die sie unmittelbar für die Wirthschaft bedarf, besitzen.“

Frau Will leitete das Gespräch von einem dergleichen Gegenstande auf den andern, belehrte sie gesprächsweise über dies und das, bald über Gegenstände der Schule, bald über die Führung der Wirthschaft, und lobte die, welche eine richtige Ansicht über irgend einen Gegenstand aussprachen. Eine derselben dankte dann im Namen Aller der Frau Will für die Freude, die sie ihnen durch die Einladung gemacht und für die Belehrung, die sie ihnen ertheilt habe und fügte hinzu: „Wir möchten jetzt noch einige Jahre zu Ihnen in die Schule gehen.“

„Nun,“ sagte Frau Will, „wenn ich Euch auch keinen Schulunterricht ertheilen kann, so bin ich doch gern bereit, mich allwöchentlich einige Stunden mit Euch, so wie heut, zu unterhalten, wenn Ihr mich besuchen wollt!“

Die Mädchen waren darüber sehr erfreut. Es wurde ein Tag dazu festgesetzt, an dem sie sich versammelten. Nach Umständen geschah es zweimal in der Woche. Frau Will hatte sich die wichtigsten Punkte bemerkt, in denen gerade Mädchen dieses Standes Belehrung bedürften. Sie hütete sich, diese in einer strengen schulmäßigen Ordnung abzuhandeln. Wenn sie im Gespräch irgend eine Lücke fand, so knüpfte sie sofort den Gegenstand an. Die Schulkenntnisse wurden wiederholt und ergänzt, auf eine strenge sittliche Führung hingewirkt, und kein Punkt außer Acht gelassen, der zur weiblichen Bildung überhaupt, wie gerade an diesem Orte, erforderlich schien. Es dauerte gar nicht lange, so ward bei Frau Will angefragt, ob

nicht auch andere aus der Schule entlassene Mädchen an den Unterhaltungen Theil nehmen durften. Sehr gern gestattete sie es, erkundigte sich aber zuvor nach ihrem Betragen. Denn tadellose Aufführung war die erste Bedingung, woran die Erlaubniß zur Theilnahme geknüpft war. So bildete sich diese Jungfrauenschule, ohne diesen Namen zu führen, zugleich zu einer Schule der Sittlichkeit. Die Mitglieder lernten selbst ihre Würde fühlen, und das war für die Zukunft der Gemeinde von der größten Wichtigkeit.

Nach wenigen Jahren schon stand die Jugend Strebmannsdorfs in einem guten Rufe. Die Herrschaften nahmen nur ordentliche Leute in Dienst und später wurde auch noch eine besondere Gesindeschule eingerichtet, welche diese wichtige Klasse über ihre Pflichten unterrichtete und sie zu wackeren Mitgliedern der Gemeinde heranzog. Damit war nun für die Erziehung und Bildung des größten Theils der Jugend gesorgt.

Nur ein Lebensalter war noch nicht bedacht, das vom 3. bis 6. Jahre. Aber auch für diese Kinder mußte gesorgt werden und zwar der Kinder, wie der Aeltern wegen, weil sich jetzt gewöhnlich die Kinder in diesem Lebensalter viel zu sehr selbst überlassen bleiben, geistig verkümmern und körperlich verkrüppeln und zuletzt der Gemeinde zur Last fallen. Der Aeltern wegen. Es gibt eine Menge gewissenhafte Aeltern, die ihre Kinder trotz der drückendsten Armuth, nicht ganz ohne Aufsicht lassen. Wenn nun eine solche Mutter auch nur täglich 2 Sgr. miterwerben könnte, hätte sie nicht ihr Kind von 3 bis 6 Jahren zu Hause, so kostet ihr die Aufsicht immer wöchentlich 12 Sgr. Könnte nun die Einrichtung getroffen werden, daß die Ueberwachung und Pflege dieser Kinder den Müttern abgenommen würde, so wäre es eben so viel, als wenn man jeder derselben jährlich 20 Thlr. schenkte, abgesehen von der Freude, die sie doch selbst über die bessere körperliche und geistige Pflege ihrer Kinder haben müßte. Und das geschah in Strebmannsdorf.

Frau von Volksleben, mit deren kirchlicher Gesinnung der Pastor in Finsterwalde durchaus nicht einverstanden war, ging von der Ansicht aus, es sei viel leichter, den Leuten vom Himmel vorzureden, als ihnen denselben auf der Erde bereiten zu helfen. Sie gründete für Strebmannsdorf eine Kleinkinderbewahranstalt. In einem der Wirthschaftsgebäude wurden ein paar Stuben zur Aufnahme der Kinder dieses Alters eingerichtet Aus der einen Stube führte eine Thür in den angränzenden, mit einem lebendigen Zaune umgebenen Schloßgarten, von dem ein Theil für die Aufnahme der Kinder bestimmt wurde. Frau von Volksleben und Frau Volkmann theilten sich in die Aufsicht. Und da der Umgang und die Behandlung der Kinder mit den wichtigsten Theil des weiblichen Berufs ausmacht, so war abwechselnd aus dem Verein bei Frau Will eine oder zwei Jungfrauen zugegen, um unter Aufsicht der Vorsteherinnen sich mit den Kindern zu beschäftigen.

Diese neue Wohlthat der Grundherrschaft kam den Leuten so überraschend, daß sie anfänglich darüber stutzten. Zunächst war die Anstalt nur für die ärmeren Familien bestimmt; allein diese sind gewöhnlich schon so abgestumpft, daß sie gegen Alles, selbst wenn es gerade zu ihrem Besten geschieht, gleichgültig bleiben. Und wenn auch Einzelne es mit Dank anerkannten, so waren doch Viele sogar zu träge, die Kinder hinzubefördern, weil sie die Mühe scheuten, sie vorher zu waschen und etwas anzuziehen, während sie sonst den ganzen Tag beschmutzt im Hemde herumlaufen konnten.

Es wurde indeß Niemand gezwungen. Man sah aber bald, wie groß der Segen der Anstalt war. Die Kinder wurden lebendiger, antworteten, wenn man sie fragte; ja, sie fragten wohl selbst. Die eine der Vorsteherinnen beschäftigte sich täglich ein paar Stunden mit ihnen. War die Witterung unfreundlich, so blieben sie in der Stube. Man erzählte ihnen Geschichten, seltene Märchen, und ließ sie nacherzählen. Man hatte eine

Menge Geräthe im kleinen Maßstabe anfertigen lassen, worüber man mit ihnen sprach. Frau von Volksleben hatte eine Farbensammlung von bunten Papieren und Zeugen; daran lernten die Kinder die Farben kennen und unterscheiden. Sie wurden im Zählen geübt. Pestalozzi würde sich über diese Frauen gefreut haben.

War es schön, so blieben die Kinder meist im Freien, spielten zuweilen unter sich, zuweilen ein Spiel nach Anleitung. Anfänglich war alles so still und todt. Aber bald erwachte der Geist auch in diesen von Armuth und Noth so niedergedrückten Kindern. Herr Volkmann meinte, es sei nun halbe Arbeit, solche Kinder zu unterrichten, und demnach käme er noch einmal so weit. Das erkannten denn bald genug die wohlhabenden Aeltern und baten, auch ihre kleinen Kinder des bezeichneten Alters gegen irgend einen bestimmten Beitrag aufzunehmen. Ehe ein paar Jahre vergingen, waren dort fast alle dahin gehörige Kinder versammelt. Das war eine Lust für sie. Und wenn der Morgen kam, so riefen die Kinder: „In den Schloßgarten! In die Spielstube! In den Kindergarten!" Und es wurde den Müttern schwer, sie, wenn es einmal sein mußte, zurückzuhalten!

Man kann hieraus ersehen, was für Segen einige wackere Frauen, wenn sie ihr Vermögen auf eine edle Weise verwenden, in einer Gemeinde stiften können. Sie wurden die allgemeinen Mütter der Gemeinde. Allerdings war dies in den ersten Jahren sehr anstrengend für sie, aber von Jahr zu Jahr bekamen sie Erleichterung. Denn Will sah, wie wir schon oben gehört haben, darauf, daß bei Hausverkäufen so viel als möglich junge kräftige Männer in die Gemeinde aufgenommen wurden, von denen bald genug es Einzelne vorzogen, eine für ihren Stand gebildete Lebensgefährtin zu wählen, als eine ohne alle Bildung. Außerdem wirkte der Jungfrauenverein bei Frau Will sehr vortheilhaft auf Heranziehung guter Hausfrauen, so daß sich bald ein großer Kreis von Frauen bildete, die sich ernstlich mit der Er-

ziehung der Jugend und der Verbesserung des Hauswesens beschäftigten.

Nachdem so eine Reihe von Jahren vergangen waren, kamen wohl auch noch täglich viel Leute aus der Gemeinde auf's Schloß, aber nicht als Bettler. Die Jugend des Dorfes war da versammelt, aber nicht in Schmutz und Elend, sondern gesund und in heiterm Spiel. Der feindliche Gegensatz zwischen der Gemeinde und ihrer Grundherrschaft verschwand immer mehr aus der Erinnerung; in der Wirklichkeit war er nicht mehr vorhanden Und wenn es auch dem Herrn von Volksleben manches Opfer das Jahr hindurch kostete, er sagte: „Was ist's! Eine Kleinigkeit gegen das, was so Mancher meines Standes in Einer Nacht verspielt, oder das Jahr hindurch an Wein versäuft. Und dafür hab ich überall Liebe und Vertrauen." So wie er, dachte seine edle Gattin. Die körperliche und geistige Wohlfahrt der Jugend, wie der ganzen Gemeinde, lag ihr mehr am Herzen, als Bälle und Konzerte. Wenn die kleinen Kinder in ihrem Garten ein kleines Liedchen sangen und die Vögel auf den umstehenden Bäumen zuhörten oder es begleiteten; so rief sie wohl aus: „Das ist mein schönstes Konzert," so sehr sie Musik liebte, und deren Pflege, die sich Herr Volkmann angelegen sein ließ, unterstützte. Denn nur beiläufig wollen wir erwähnen, daß ein Gesangverein sowohl für die erwachsene männliche als weibliche Jugend bestand. Und wohin man im Sommer auf dem Felde kam, da wurde gesungen, wenn auch nicht: „Durch Adam's Fall ist ganz verderbt!" so doch auch kein schlechter Gassenhauer, sondern ein schönes, heiteres inhaltsvolles Lied, das sich nicht auf „Ach" und „Weh" endete!

Von Zeit zu Zeit besonders an den Sonntagen Nachmittags, wenn die Wirthschafts-Angelegenheiten besorgt waren, kamen die Vorsteherinnen der Bewahranstalt im Schloßgarten zusammen, um sich zu besprechen. Sie zogen dann verständige Hausfrauen und die anwesenden

Mütter hinzu, um durch ihre Unterhaltung die häusliche Erziehung zu fördern.

Unsere Leser werden sich überzeugen, daß unter solchen Umständen ein anderes und besseres Geschlecht heranwuchs; aber auch, daß es bei ihnen nicht heranwachsen wird, wenn sie es nicht eben auch heranziehen. Möchte bald jede Gemeinde einen Volksleben zum Grundherrn, einen Will zum Ortsvorsteher, einen Volkmann zum Lehrer haben, die von eben so tüchtig gesinnten Frauen unterstützt würden, wie es in Strebmannsdorf der Fall war!

Funfzehntes Kapitel.

Wie in Strebmannsdorf Bienenzucht und Seidenbau eingeführt wird.

Wir haben den Lesern im dreizehnten Kapitel erzählt, wie man in Strebmannsdorf den Obstbau und die damit verbundene Obstbaumzucht einzuführen beschloß. Wir führen sie jetzt zur Schule, bei der eine große Baumschule angelegt war. Kerne von allen hier gedeihenden Obstarten waren gesäet und Wildlinge standen zu Tausenden dort, die im Sommer von einer Menge Knaben unter Aufsicht eines von Will und Volkmann für diesen Zweck herangezogenen Mannes gepflegt wurden. Fast den ganzen Sommer hindurch fanden die Knaben Beschäftigung, und in der Folge viele von denselben in der Umgegend in diesem Berufszweige ihr Brod. Aus der Baumschule gingen die veredelten Stämmchen in den ersten Jahren meist ins Dorf selbst über; wenn man auch für den Anfang eine große Anzahl von auswärts verschrieben hatte, um den Gedanken nicht erst wieder kalt werden zu lassen, da man immer das Eisen schmieden

muß, weil und so lange es warm ist. Aber allgemach waren alle Wege und Raine mit Obstbäumen bepflanzt worden, und viele Grundstückbesitzer hatten sich selbst größere oder kleinere Baumschulen angelegt. Nun war die Zeit gekommen, daß veredelte Obstbäumchen zum Verkauf ausgeboten werden konnten, woraus der Gemeinde eine neue Quelle der Einnahme erwuchs. Eine Menge Personen fanden durch den Obstbau und das, was damit in näherer oder weiterer Verbindung stand, Beschäftigung und wurden vom Spinnschemel, vom Webstuhl und der Spulbank frei gemacht.

Es war ein schöner Anblick, wenn man im Frühjahr von einer Anhöhe das Dorf ansah und an allen Wegen junge Bäumchen erblickte, die gediehen und fröhlich blühten und einst reichliche Ernten versprachen. Die junge Baumpflanzung war ein schönes Bild von der eben so viel versprechenden heranwachsenden Jugend.

Die Leser werden bei sich denken: Sollten denn wirklich die Baumpflanzungen alle so ungestört gediehen, sollte nicht ihr Fortkommen durch frevelnde Hände gestört worden sein? Hat man keine Bäumchen abgebrochen? sie nicht ihrer ersten Früchte beraubt? Und ich muß ihnen antworten: Leider kam dies anfänglich gar oft vor, und einem Bauer wurde seine Anpflanzung ein paar Mal vernichtet. Aber man gab die Ausführung des Gedankens deßhalb nicht auf. Der Gemeindevorstand leitete diese Frevel aus Unverstand und Rohheit ab und suchte diesen im Allgemeinen entgegen zu wirken. Indeß gab man sich auch Mühe, die Frevler kennen zu lernen; und es gelang einigen über die Baumanlagen der Gemeinde angestellten Aufsehern Einzelne bei der Baumbeschädigung zu ertappen. Sie wurden nach Umständen den Ortsgerichten übergeben oder an den Lehrer gewiesen. Die Fälle waren jedoch meist der Art, daß man es für besser hielt, von der Bestrafung abzustehn. Der Lehrer ermahnte und die Ortsvorstände wirkten durch ernste Vorstellungen. Ein paar derselben behandelte Will auf ganz eigne Art. Er

ließ sie eines Tages kurz vor Tische zu sich kommen, behielt sie zu Tische bei sich und brachte dann gutes Obst, wovon er jedem einige Stücke vorlegte. Man lobte die herrlichen Früchte, die zu dieser Jahreszeit schon eine Seltenheit waren. Nun fragte sie Will, „wie schmecken sie Euch?"

„Sehr gut," antworteten sie mit niedergeschlagenen Augen. „Leider," sagte er, „ist das Bäumchen, das sie getragen, von Frevlerhand zerbrochen worden. Was haltet Ihr wohl von Menschen, welche Bäume oder andere öffentliche Anlagen zerstören?" Thränen stürzten dem Einen derselben aus den Augen. Er hörte auf zu essen. „Ach," rief er, „verzeihen Sie mir noch einmal! Ich bin der Frevler, aber nimmermehr werde ich wieder eine so schlechte Handlung begehen. Es sind noch Einige, die auch junge Bäumchen verderbt haben, ja sich sogar vorgenommen, in Zukunft so viel als möglich zu verderben. Ich will ihnen aber sagen, wie schlecht es ist und sie bitten, doch nicht solche schlechte Menschen zu sein, ihnen auch erzählen, wie freundlich Sie gegen uns gewesen sind."

Der Andere war ruhiger, bereute es aber auch und versprach ebenfalls, nie in seinem Leben sich wieder einen solchen Frevel zu Schulden kommen zu lassen.

Bald wurde es in der Gemeinde bekannt, wie Will die beiden Baumfrevler gebessert habe, und man wunderte sich darüber. „Ja," sagten die Leute, „der versteht's."

Seit dieser Zeit kamen große Beschädigungen nicht mehr vor, wenn es auch nie ausblieb, daß hie und da ein Bäumchen verdorben oder Obst entwendet wurde. Das letztere hörte später, als fast Alle, auch Die, welche nur ein kleines Gärtchen besaßen, selbst Obst ernteten, ganz auf. Und die Inlieger und Dienstboten erhielten, was sie bedurften. So gediehen die Anlagen und nach zwanzig Jahren war Strebmannsdorf ein Obstwald, ja besaß selbst eine Fabrikanlage zur Obstweinbereitung,

wie man auch eigene Anstalten zum Backen desselben angelegt hatte, in denen man es im Großen betrieb, während anderwärts jedes Haus viel Zeit darauf verwendet und verschwendet, und kaum so viel Obst abbäckt, als seine eigenen Bewohner in wenig Wochen verzehren.

Wir wollen die freundlichen Leser wieder in eine von Will zusammen berufene Gemeindeversammlung führen. Er eröffnete sie mit den Worten: „Ich habe Euch heut wieder einmal für einen außergewöhnlichen Zweck zusammenrufen lassen, meine Freunde. Gleich zu Anfange meines Wirkens unter Euch veranlaßte ich die Gründung eines Landbauvereins, der bis jetzt, und Ihr wißt selbst, mit welchem Segen fortwirkt. Es ist später ein zweiter Verein für den Obstbau und Obstbaumzucht zusammen getreten, der ebenfalls bereits seine reichen Früchte trägt. Unser Ort heißt Strebmannsdorf, und wir können, wir dürfen nie stehen bleiben. Ich will Euch heut, nachdem ich mich mit erfahrenen Männern besprochen, Vorschläge zu einem neuen Schritte auf dem Wege unsrer allgemeinen Wohlfahrt thun.

Wie früher hie und da Obst gewachsen ist, wie es etwa der Zufall brachte; so sieht man hie und da wohl einen Bienenstock; aber es wird damit fürs Ganze nicht viel gewonnen, etwa, daß sich unsre Kinder auf die Honigschnitte freuen, die sie am Gründonnerstage erhalten. Seit ein paar Jahren ist indeß ein Mann in unserer Gemeinde, der die Bienenzucht mit Ernst und daher auch mit Erfolg betreibt. Ich darf ihn Euch nicht nennen; Ihr kennt ihn Alle, unsren wackern Schuhmacher Frisch. Ihr freut Euch ja stets, wenn Ihr bei seinem Hause vorbei geht und die Bienenanlage bemerkt, die, obgleich erst im Entstehen ist, doch schon einen recht hübschen Ertrag liefert.

Es geht jährlich eine große Summe Geldes für Honig in's Ausland; warum wollen wir, wie wir Obst bauen, nicht eben so Honig gewinnen? Ich fordere Euch

daher auf, von jetzt ab, nachdem die Baumanlagen ziemlich eingerichtet sind, Eure Aufmerksamkeit der Bienenzucht zu widmen. Es ist ebenfalls nothwendig, daß sich dafür ein Verein bilde, dessen Mitglieder sich unmittelbar damit beschäftigen, und denjenigen, welche Bienenzucht treiben wollen, mit Rath und That beistehen. Ich habe unsern wackern Frisch gefragt, ob er wohl an die Spitze des Vereins treten wolle und er hat mir versichert, daß er der Gemeinde so nützlich als möglich zu werden wünsche und daher diese Gelegenheit mit Freuden ergreife.

Welche wollen beitreten? Zu wünschen ist, daß sich zunächst diejenigen Männer anschließen, welche bereits, wenn auch im Kleinen, sich mit Bienenzucht beschäftigt haben."

Es traten sogleich Mehrere auf und erklärten ihre Theilnahme für den Verein, um mit ihrer Erfahrung der Gemeinde nützlich zu werden. Frisch schlug nun vor, sich von jetzt an wöchentlich an einem bestimmten Tage mit dem Gegenstande zu beschäftigen, und Will forderte alle Diejenigen, die sich mit Bienenzucht beschäftigen wollten, auf, sich bei einem der Mitglieder des Bienenzuchtvereins zu melden, wo sie erfahren würden, wie sie am wohlfeilsten und sichersten zu beginnen hätten. Auch Inlieger, fügte er hinzu, können sich hierbei betheiligen, da sie leicht für ein Geringes ein Plätzlein erhalten werden, wo ein paar Bienenkörbe stehen können. Sehr warm nahm sich der Gerichtsschöffe der Sache an, der schon lange mit Erfolg Bienenzucht trieb und auch Mitglied des Vereins geworden war. Nach wenigen Jahren zählte der Ort über 1000 Bienenstöcke. Was gab es da im Frühling und Sommer zuweilen für ein Summen! Man unterließ nicht, auch die Knaben schon mit dem Leben und der Pflege der Bienen bekannt zu machen.

Nach dieser vorgreifenden Zwischenbemerkung wollen wir die geneigten Leser von der Strebmannsdorfer Bie-

nenflur wieder in die Gemeindeversammlung führen, welche den Bienengegenstand erledigt hat.

„Wir gehen jetzt zu einem zweiten Punkte über," nahm Will wieder das Wort, „für den ich ebenfalls Eure Theilnahme erbitte und auch Euer Vertrauen, weil es einen Vorschlag gilt, für den nicht, wie bei der Bienenzucht, bereits örtliche Erfahrungen vorliegen; es ist der Seidenbau.

„Nach alle dem, was ich auf meinen Reisen darüber beobachtet und gelernt habe, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß hier ein Versuch mit der Zucht der Seidenraupe wenigstens kein allzu gewagter und mindestens vortheilhafter sein werde, als die vielen ganz erfolglosen Versuche, immer wieder beim Spinnrocken und Webstuhl sitzen zu bleiben, wenn auch nichts zu erspinnen und zu erweben ist. In dieser Meinung hat mich noch Herr Volkmann unterstützt, eben so der Tischler Stark, welche beide einen Verein für Seidenbau zu stiften beabsichtigen. Sollte nun auch einstweilen hierfür die Theilnahme nicht groß sein; so werden doch vielleicht Einige der Anwesenden, und wäre es blos zu ihrer Belehrung, dazu beitreten, um die Sache zu fördern."

Obwohl man dazu keine große Neigung zeigte, weil man glaubte, es würde nichts nützen; so schlossen sich doch einige junge Männer an, und man beschloß, daß der Verein einen Versuch machen solle und so viel als möglich es in der Gemeinde zur Kenntniß bringen, damit Jeder, der sich das Verfahren ansehen wolle, Gelegenheit dazu erhalte. Herr Volkmann richtete eine Stube dazu ein. Man konnte schon im nächsten Jahre an die Ausführung gehen, da der Plan von demselben dadurch vorbereitet worden war, daß er bereits junge Maulbeerbäumchen, an Alter und Größe verschieden, in einer besondern Abtheilung seines Baumgartens besaß. So lange die Pflege der Raupen dauerte, waren beinahe täglich einige Männer aus dem Dorfe in der Schule, denen zu einer bestimmten Zeit entweder Herr Volk-

mann selbst, oder dessen Gattin, oder auch der Tischler Stark die Behandlungsart zeigten. Der Verein suchte während des Sommers die Stellen aufzufinden, wo Maulbeerbäume zu pflanzen seien, und wo dies am besten geschehen könne, ohne andern Gewächsen den Raum zu entziehen.

Der Versuch gelang ganz gut. Und da man sah, daß nur eine Zeit von wenigen Wochen dazu erforderlich sei, um bei einiger Mühe so viel an Rohseide zu gewinnen, als sich ein Spinner kaum das ganze Jahr verdient; so fing man bald genug an, der Sache mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Und die Leute, welche anfänglich noch darüber spotteten, und meinten: Das Flachsspinnen gehe schlecht, das Seidespinnen werde wohl noch schlechter gehen, sahen die Sache, welche sie fast für Scherz gehalten halten, ernster an. Die Mitglieder des Vereins riethen nun Allen, welche Lust zeigten, einen Versuch mit der Zucht der Seidenraupe zu machen, vorerst Maulbeerbäumchen zu pflanzen, wozu sie ihnen behülflich zu sein versprachen. Von Jahr zu Jahr betheiligten sich mehr Mitglieder der Gemeinde an der Sache, besonders als man sah, daß die meisten Arbeiten dabei rein mechanische seien, die bald in der Familie angelernt wären, so daß der Hausvater dann nur die verständige Aufsicht über das Ganze zu führen habe. Die Masse der gewonnenen Rohseide wuchs von Jahr zu Jahr und lieferte einen neuen Beitrag zum Wohlstande der Gemeinde.

Ich habe die geneigten Leser aus der Gemeindeversammlung weggeführt, um ihnen sofort zu zeigen, was für die Ausführung des Vorschlages geschah. Es kam indeß in jener Versammlung noch ein Gegenstand zur Sprache.

Nachdem Herr Volkmann angezeigt hatte, daß er außer der Volksbibliothek einen besondern Leseverein für Zeitschriften eingerichtet habe, in welchen eine landwirthschaftliche und eine Gartenzeitung, in der auch Bienenzucht und Seidenbau besprochen würden, aufgenom-

men wären, und daß wöchentlich an einem Abende bei ihm die politische Zeitung gelesen werde, nahm ein Mitglied des Landbauvereins das Wort:

„Es ist von uns," sprach Scharf, „jetzt lange von unserm Wirken kein Bericht erstattet worden. Es schien uns nicht nöthig, weil unsere Thätigkeit so ziemlich bekannt ist. Allein wir haben seit längerer Zeit einige Punkte der Gemeinde zur Beachtung vorzulegen beschlossen.

Erstlich ist von uns ein großes Lehmlager aufgefunden, und wir schlagen vor, eine Ziegelei zu errichten, damit Diejenigen, welche ein neues Haus bauen wollen, die Ziegel, wohlfeil erhalten, und nicht nöthig haben, eine elende feuergefährliche Hütte hinzusetzen."

„Das ist sehr gut," bemerkte Volkmann. „Die erste Bedingung zu einem glücklichen Leben ist eine freundliche und gesunde Wohnung. Wenn ich in dieser Gemeinde einiges Gute gewirkt habe, so kommt dies theilweis mit auf Rechnung der Wohnung, und ich nehme die Gelegenheit wahr, der geehrten Gemeinde für das Opfer, das sie damals gebracht hat, in meinem, wie im Namen der Jugendbildung recht warm zu danken. Daran knüpfe ich die Bitte, doch solche Einrichtungen treffen zu wollen, daß allmählig jeder unter uns ein freundliches Häuschen habe, in dem er wohne. Schwer kann auch dies nicht sein, wenn ein gemeinschaftliches Wirken Statt findet."

„Nun," fuhr Scharf fort, „auch dieser Punkt ist bereits in Erwägung gezogen worden. Mehrere Bauern haben erklärt, daß sie die Häusler, welche massiv bauen, unentgeldlich beim Anfahren der Baustoffe unterstützen wollen."

Der Vorschlag ward einer Deputation zur Prüfung überwiesen.

„Unser schönes Dorf leidet," nahm jetzt der Gerichtsschöffe Kopf das Wort, „an zwei recht großen Uebeln, die schon längst hätten beseitigt werden sollen; aber es war nicht möglich, Alles auf einmal zu machen. Wir mußten erst darauf Bedacht nehmen, daß einiger

Verdienst in die Gemeinde kam, und die Leute nicht erhungerten. Jetzt ist das nun besser geworden; und wir können, da wir durch eine bessere Verwaltung Geld in der Gemeindekasse und einen guten Geist in der Gemeinde haben, nun auch an andere Dinge denken. Und solche will ich heut zur Beseitigung zur Sprache bringen. Erstlich sind alle unsere Wege, sowohl die im Dorfe, als die, welche aufs Feld führen, in einem schlechten, uns keine Ehre machenden Zustande. Es ist zwar ein Mann in der Gemeinde, welcher den Beruf hat, die Wege zu beaufsichtigen und durch Gemeindearbeiten ausbessern zu lassen; aber das ist eine Ausbesserung zum Gotterbarmen. Alles, was man habhaft werden kann, wird in die Löcher hinein geworfen; und war es vorher schlecht, so ist es nachher noch viel schlechter. Es ist Schade um die Kräfte, welche auf eine offenbar so nutzlose Weise verschwendet werden."

„'s ist wahr, 's ist wahr; er hat recht," riefen einige Stimmen; und Einer fragte: „Aber wie sollen wir's anders machen?"

„Davon will ich eben sprechen," fuhr Kopf fort. „Halbe Arbeit ist keine. Ist die Gemeinde bereit, ein namhaftes Opfer zu bringen, so will ich mich weiter aussprechen. Wenn sie dieses scheut, so ist jedes fernere Wort überflüssig."

Da rief Stark: „Wenn's etwas Gutes ist, so werden wir es wollen, falls es unsere Kräfte nicht überschreitet, und wenn wir es wollen, dann werden wir es durchsetzen. Sollte der vereinte Wille der Gemeinde Strebmannsdorf, wenn sie wahrscheinlich noch von der Grundherrschaft unterstützt wird, nicht im Stande sein, gute Wege herzustellen, da sie schon so viel im Stande gewesen ist, und überdies die Materialien gar nicht weit herbeizuschaffen sind?"

„Nun, wohlan," sagte Kopf, „die Gemeinde baue alljährlich eine Strecke zu einer Zeit, wann die wenigste Feld- und Gartenarbeit ist. Sie sorge für eine sachver-

ständige Aufsicht. Ohne einen Mann, der etwas Kenntniß vom Wegebau hat, geht es schon nicht. Wo es angeht, mache man den Weg breiter, damit ein Wagen dem andern ausweichen kann. Ueberall aber muß ein fester Grund gelegt werden. An Steinen dazu fehlt es nicht. Wenn täglich, einige Wochen hindurch, 30 Mann arbeiten und sich nicht in der Luft umsehen; wenn sie einen unverwüstlichen Grund zum Wege legen; so wird jährlich eine bedeutende Strecke fertig, die dann, wenn es Noth thut, immer mit gutem Kies, aber nicht mit alten Töpfen und Ofenkacheln überschüttet werden darf.

Sind auf diese Weise die Wege im Dorfe hergestellt, so muß mit den Feldwegen begonnen werden, die in ihrer Weise auch bedeutend vervollkommnet werden müssen. Auch hier kann nur vereinte Kraft wirken, und es muß, wenn wir eine Gemeinde sein wollen, das ist Ein aus vielen Gliedern bestehender Körper, eine solche Umgestaltung der Wege durchaus gemeinschaftlich geschehen. Ich schlage vor, man gebe jedem dieser Wege eine Nummer und bestimme jedesmal denjenigen durch das Loos, welcher hergestellt werden soll. Die Bauern thun die Fuhren und die andern Mitglieder der Gemeinde unterstützen durch Handarbeit. Oder, wenn man diese Form nicht will, so theile man die Gemeinde in Bezirke und jeder Bezirk stelle seine Wege her. Sind sie im Stande, dann wird jeder Besitzer sie auch im Stande zu erhalten suchen, worüber eine zu bildende Wege-Kommission zu wachen hat."

„Die jetzigen Feldwege sind," nahm Will das Wort, „eine Veranlassung zur Thier- und Menschenquälerei, also zur Verrohung. Ich muß dies hier erwähnen. Aber ich will auch ihren äußeren Schaden hinzufügen. Sie verlängern und erschweren die Arbeit. Bei guten Wegen könnte öfter gefahren und mehr aufgeladen werden. Was jetzt in 6 Tagen gemacht wird, wäre bei guten Wegen mindestens in 4 bis 5 Tagen fertig.

Ihr seht also, meine Freunde, wie groß der Scha-

den ist, den die schlechten Wege auf Betreibung unserer Feldwirthschaft ausüben. Die Opfer, die wir in den nächsten fünf Jahren zu bringen haben, werden uns reichlich ersetzt werden."

Nach lebhafter Besprechung ward die Wegebesserung beschlossen. Und nach einer kurzen Reihe von Jahren sagten die Reisenden aus der Umgegend, wenn sie auch in finsterer Nacht hierher kamen: Gott sei Dank, jetzt sind wir auf Strebmannsdorfer Grund und Boden, wir fühlen es.

„Und nun noch Eins," sagte Scharf. „Es besteht noch hier und da die alte Sudelwirthschaft, daß der Dünger aus den Ställen ohne Weiteres auf den Hof geworfen und die Mistjauche auf dem Wege in die Dorfbäche geleitet wird. Der gute Landwirth sammelt sie und bringt sie auf seine Wiesen."

„Ich habe schon," bemerkte Will, „hier und da dagegen gesprochen, und es ist bereits von Einigen abgestellt worden. Es ist nicht nur eine Schande für ein Dorf, sondern auch ein großer Schaden für die Wirthschaft. Für die Folge würden wir aber auch den Weg damit verderben, wenn es auch dem jetzigen nicht viel schadet."

Bei den neuen Bauten wurden nun die Stallungen so angelegt, daß die Mistgruben nicht den ganzen Hof verunstalteten. Die Jauche wurde in einer Grube, welche, wie die Abtritte, nicht an den Dorfwegen angelegt, sondern dem Blick entzogen war, gesammelt.

Nachdem nun noch ein Mitglied des Obstbau- und Gartenvereins den Vorschlag gemacht hatte, alle Gärten mit lebendigen Hecken einzufassen, der auch Beifall fand und angenommen wurde, ward diese Versammlung geschlossen.

Sechszehntes Kapitel.

Was in Strebmannsdorf für Armenpflege geschieht.

Wir haben bereits früher den freundlichen Lesern mitgetheilt, daß die Männer, in deren Händen die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheit lag, eben so, wie der Grundherr, von dem Grundsatz ausgingen, daß die beste Armenpflege diejenige sei, wenn man die Armuth beseitige. Darauf war auch das ganze Streben gerichtet; aber bei unsern gegenwärtigen Verhältnissen und den bestehenden Gesetzen kann eine einzelne Gemeinde es nicht bewirken, daß es gar keine Arme und Hülfsbedürftige darin gäbe. Auch die besten Gesetze, die vortrefflichsten Einrichtungen und die ausgezeichnetste Volkserziehung wird es nicht dahin bringen, daß alle Menschen ordentlich sind, selbst wenn sie alle mit guten Körper- und Geisteskräften ausgestattet wären.

Gewiß werden aber diejenigen Leser, welchen es nicht gleichgiltig ist, wie aus einer verarmten, mit Noth und Elend kämpfenden Gemeinde eine wohlhabende wird, gern im Zusammenhange wissen wollen, welche Mittel hier angewandt wurden, um wenigstens den Wohlstand auf der einen Seite so allgemein als möglich zu machen und die Zahl der Armen und Hülfsbedürftigen möglichst herabzusetzen.

Wir haben ihnen erzählt, daß man, so weit es sich thun ließ, die Zahl der Spinner und Weber allmählig zu verringern suchte, weil diese der unerschöpfliche Quell des Gemeindeelends waren. In ihre zum Verkauf gestellten Häuser suchte man Männer eines andern Berufs zu gewinnen. Viele Häuser, welche bloße Elendshütten waren, suchte man ganz aufzuheben, indem man die Nummer eingehen ließ. Damit wollte die Regierung aller-

dings nicht zufrieden sein, allein Will legte dar, daß die Häuser ehemals, als der jetzt gesunkene Fabrikzweig geblüht habe, entstanden seien, weil sich da die Bevölkerung vermehrt habe. Nichts sei natürlicher, als daß sie jetzt, wo jener Fabrikzweig völlig darnieder liege, wieder eingingen. Der Staat verlöre dadurch nichts, denn die Menschen, welche hier übrig seien, müßten sich jetzt an einen andern Punkt begeben, wo sie fehlten. Bei einer Gemeinde komme es doch gar nicht auf die Hausnummern, sondern darauf an, daß die Bewohner derselben ihr Auskommen hätten. Denn ein Ort mit 1000 Einwohnern, worunter 500 Bettler, zähle nicht 1000, sondern nur so viel, als noch Erwerbende übrig blieben, nachdem die 500 Bettler von den 500 Erwerbenden erhalten worden seien. Wenn daher die 500 Bettler an eine Stelle gebracht würden, wo sie Arbeit fänden, so gewinne der Staat nicht nur sie, sondern auch die andern, welche sie bisher erhalten mußten.

Die Regierung überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Ansicht. Eine Menge kleiner ackerloser Häuser wurde daher aufgehoben, und der Platz, auf dem sie gestanden, von dem benachbarten Grundstück erworben. Den Kindern der Spinner und Weber wies man möglichst einen andern Berufszweig zu. Eine Menge Personen fanden bei der verbesserten Landwirthschaft, bei dem Obst- und Seidenbau und der Bienenzucht Beschäftigung.

Die Wohlfahrts-Deputation, an deren Spitze Ernst Will stand, richtete ihr Augenmerk nicht blos auf die Verarmten, sondern darauf, das Verarmen zu verhüten. Daher wurde eine strenge Aufsicht über alle Gelegenheiten geführt, wo die Jugend zur Liederlichkeit verleitet werden konnte, weil diese der erste Grund zur Armuth ist. Alle Sauf- und Kneipstätten waren aus der Gemeinde entfernt. Die Erwachsenen hatten meist nützliche Vereine, in denen sie Unterhaltung fanden, und die bessere Jugend las, oder war in einem Liederkranze. Herr von Volksleben hatte einen Brauer an den Ort gezogen,

der gutes, gesundes Bier lieferte, und das getrunken, aber nicht — gesoffen wurde.

Will hatte mit den ihn unterstützenden Freunden schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit den Branntweingenuß sehr beschränkt; nicht durch Gelübde, sondern auf dem Wege der eigenen Ueberzeugung eines Jeden. Eben so schwanden die Karten, die nicht weniger am Ruin des Gemeinwohls arbeiten. Jeder Hausvater — mit geringen Ausnahmen — führte eine strenge Aufsicht über seine Leute. Liederliches Gesinde wurde aus dem Dienste entlassen, und bekam, da es nachsichtslos im Dienstzeugniß bemerkt war, in Strebmannsdorf keinen zweiten, mußte also, wenn es nicht aus dem Dorfe war, dasselbe verlassen, oder sich bessern.

Die Jünglinge hatten unter sich einen Verein, dessen erste Forderung eine tadellose Aufführung der Mitglieder war. Wer sich Etwas zu Schulden kommen ließ, wurde ausgeschlossen. Ein ähnlicher Verein bestand für die Jungfrauen. Nach diesem Muster hatte auch das Gesinde unter sich Vereine gebildet; so die Knechte, eben so die Mägde. Diese Einrichtung war für die Sittlichkeit und für den Wohlstand von den unberechenbarsten Folgen. Zur Aufmunterung wurden nun alljährlich an einige Dienstboten, die von ihrem eigenen Vorstande oder durchs Loos unter den würdigsten herausgehoben wurden, Belohnungen vertheilt, wozu die Herrschaften die Mittel gaben.

Aus dem hier Mitgetheilten werden die Leser ersehen haben, daß die meisten Quellen, aus denen die Armuth entspringt, in Strebmannsdorf verstopft sind. Hierzu kam noch, daß in jedem Bezirke des Dorfes ein Mitglied der Wohlfahrts-Deputation wohnte, welches alle, auch die kleinsten Ersparnisse der Einwohner, Kinder, Erwachsenen, Dienstboten, Gesellen ꝛc. annahm und in die allgemeine Sparkasse brachte. Allwöchentlich wurden die Einlagen aus den Bezirken gesammelt und in die Hauptkasse, welche sich auf dem Schlosse be-

fand, gebracht. Der Vorstand bestand aus dem Herrn von Volksleben, der sich mit seinem Gute dafür verbürgt, Will und noch einem Paar Grundstücksbesitzern. Das Geld wurde auf Strebmannsdorfer Grundstücke ausgeliehen. Wenn ein armer Dienstbote ein eigenes Hauswesen gründete, so fing er nicht mit Schulden an, er hatte die Summe zum Anfang in der Sparkasse. In einer Gemeinde aber, wo Jeder seine Wirthschaft mit selbsterworbenen Mitteln beginnt, werden nicht die Hälfte so viel verarmen, auch wenn es nicht gut geht, als da, wo man sich das Geld zum Anfange geborgt hat. Hier ist es der Leichtsinn, der denkt, ich verliere nichts dabei. Dort ist es das Selbsterworbene, das man auch erhalten will. Wer aber zu erwerben und zu sparen weiß, wird auch in schlechter Zeit nicht bald untergehen.

Aber es gibt Unglücksfälle, die auch den Wackersten treffen können; der fleißigste und ordentlichste Mensch kann ohne Verschulden hilfsbedürftig werden; und es gibt Personen, die durch kein Mittel vor dem Verarmen geschützt werden können, weil sie entweder nicht arbeiten wollen, oder nichts Ordentliches gelernt haben, oder so leichtsinnig und liederlich sind, daß sie überall wieder entfernt werden. Für beide Klassen muß in einer guten Gemeinde gesorgt werden. Und die Wohlfahrts-Deputation ließ es sich ernstlich angelegen sein, bald nach ihrem Zusammentreten an die Lösung dieser Aufgabe zu gehen.

Das bisherige Gemeindehaus war ein Loch, das nicht zum Schweinstall, viel weniger zur Wohnung für Menschen sich eignete. Es mußte ein Neubau geschehen. Die Deputation trug darauf an, daß, da die Gemeinde die Baumaterialien selbst habe, die Hand- und Spanndienste aber von den Einwohnern gethan würden, auch die Gemeindekasse es im Stande sei, zwei Häuser gebaut würden. „Eins,“ sagte die Deputation, „bedürfen wir für alte Personen, die stets ordentlich und fleißig gewesen sind, und denen man ein ruhiges Alter wünschen muß, ein Haus, das auch zur Aufnahme solcher bestimmt ist, die verein-

zelt dastehen, die keine Pflege haben, und gern für die Aufnahme Etwas entrichten. Es muß bequem und freundlich eingerichtet und mit einem kleinen Garten versehen sein. Es muß darin ein Mann und eine Frau als Hauswart und Pflegerin angestellt werden. Das andere Gebäude, entfernt von diesem, nimmt alle diejenigen Personen auf, die durch unordentlichen Lebenswandel ihren elenden Zustand herbeigeführt haben. Sie werden nach ihren Kräften zur Arbeit angehalten, müssen im Sommer Steine von den Feldern, Raupen von den Gewächsen lesen, im Winter spinnen, spulen, Federn schleißen. Es wird ihnen ein strenger Aufseher gegeben."

Die Gemeinde überzeugte sich von der Nothwendigkeit dieser Einrichtung. Beide Häuser wurden gebaut, ihrem Zweck gemäß eingerichtet und von der Deputation überwacht. Wie glücklich fühlten sich die Alten in der ersten Anstalt, die manchem am Rande des Grabes wenigstens bot, was er das ganze Leben hindurch hatte entbehren müssen. Im nahen Nebelthal verwies man die armen Alten auf den Himmel, und ließ sie hier auf der Erde hungern und frieren; aber die Strebmannsdorfer meinten, es sei menschlich, ihnen den Lebensabend hienieden zu verschönern. Wofür werden sich die Leser dieses Kapitels entscheiden?

Siebzehntes Kapitel.

Wie die Strebmannsdorfer sich freuen, ohne an den Bettelstab zu kommen.

Ach, wie ernst und einsilbig muß es aber in einem solchen Dorfe zugehen! werden vielleicht einige der Leser ausrufen. Was ist das für ein Leben, wenn man lies't,

spricht, arbeitet und nicht alle Sonntage in der Schenke tanzen kann bis an den Morgen!

Wir glauben ihnen, daß es etwas von dem gewöhnlichen Leben abweichen mag, aber die Strebmannsdorfer fühlten sich dabei glücklich. Und sogar trübselig war es im Dorfe nicht. Es war in großem Umkreise das einzige Dorf, in dem es keine Bettler gab. Denn Fremde wurden sofort aus dem Dorfe gewiesen, und von den Einwohnern selbst durfte Niemand betteln gehen. Nur Wenigen fehlte ihr Auskommen: und die, denen es fehlte, waren ohne Verschulden verarmt, oder durch ihre eigene Schuld. Besaßen sie Kraft zur Arbeit, so fanden sie dieselbe, wenn sie arbeiten wollten, und wollten sie nicht, so zwang man sie dazu. Die aber, welche nichts verdienen konnten, wurden in die erwähnten Anstalten gebracht, wie wir erzählt haben.

Als der Gemeindevorstand im Einverständniß mit dem Grundherrn dem Treiben der Wirthshäuser entgegen trat, und besonders der meist elenden Tanzmusik ein Ende machte, da murrten wohl Viele; aber dabei blieb's zunächst. Denn sie wußten, daß gegen eine Einrichtung, die Will getroffen, nichts auszurichten war. Das gab sich auch bald, da für den Lebensgenuß der Jugend, wie aller andern Bewohner eben so sorgfältig wie für alles Andere Sorge getragen worden war.

Es konnte wohl nicht leicht ein Dorf geben, in dem mehr Heiterkeit geherrscht hätte, als hier. Eine Hauptquelle des Vergnügens war die gegenseitige Unterhaltung. Und für diese war in vollem Maaße gesorgt. Jeden Abend fast war Ein Verein für die Männer beisammen, und in jedem wurden Gäste zur Theilnahme zugelassen. Eben so fanden alle andern Lebensalter und Stände ihre geistige Befriedigung; und während man über vernünftige Dinge sprach, vergaß man die unvernünftigen. Beschäftigung im Freien hatten die meisten Bewohner durch ihren Beruf; und selbst die, welche keine große

Ackerwirthschaft besaßen, hatten mit Obstbaum- und Bienenzucht, Gartenbau ꝛc. Bewegung genug in der freien Luft, so daß ihnen die Abendstunden, im verständigen Gespräch zugebracht, einen großen Genuß gewährten.

Es verging wohl kein Abend, an dem nicht Ein Mitglied irgend eine Frage zur Besprechung gebracht hätte, deren Beantwortung oft in die verschiedensten Gebiete des Wissens führte und den reichsten Stoff zur Belehrung bot.

Die Jugend ahmte das Beispiel ihrer Aeltern nach. Die Kinder und jungen Leute lasen theils unter einander, theils in kleinen Gesellschaften vor. Da Herr Volkmann an einzelnen Abenden, bald der männlichen, bald der weiblichen aus der Schule entlassenen Jugend Gesangunterricht ertheilte und schöne heitere Lieder mit ihnen einübte, so bildeten sich in allen Theilen des Dorfes Singkränzchen, so daß wol kaum in einem Dorfe so viel als in Strebmannsdorf gesungen ward. Es war eine Freude, an einem langen Winterabende von einem Ende desselben bis zum entgegengesetzten zu wandern und zu hören, wie hier, da, dort, die trefflichsten Volkslieder in die sternenhelle Nacht hinausdrangen. Herr und Frau von Volksleben machten sich dies Vergnügen oft, indem sie in einer hellen Winternacht ganz allein durch das Dorf gingen, um die Lieder ihrer jungen Strebmannsdorfer zu hören.

„Wie glücklich sind wir," sagte wohl Erdmuthe zu ihrem Gatten, „in einer solchen Gemeinde. Ist es nicht besser, daß die Leute hier auf der Erde singen, als dort mit den Seraphinen? O wie viel wohler ist mir hier, als auf einem Balle in der Hauptstadt, wo eitler Glanz und vergoldetes Elend sich herumwälzt und man mit Blendwerk das innerliche faule Leben zudeckt!"

„Du hast recht, liebe Erdmuthe," antwortete ihr Gatte, „ich kenne kein größeres Glück, als für das Wohl dieser Gemeinde zu wirken, und an Deiner Seite zu sehen, wie sie glücklich ist und immer glücklicher wird." Und wenn

sie dann ganz still in irgend ein Haus in den Sängerkreis eintraten und die jungen Leute durch ihren Beifall ermunterten — das war für diese ein Fest. Und Alle hingen auch mit solcher Liebe an ihnen, daß sie ihr Leben für sie gelassen hätten. Es kam dann wohl vor, daß man sie unter Gesang auf's Schloß begleitete.

Während in dem einen Hause gesungen wurde, hatte man sich in einem andern zu heiteren Spielen vereinigt, in einem dritten saßen Männer und besprachen ernste Gegenstände oder erheiterten sich ebenfalls durch ein launiges Gespräch.

Fürwahr, das Leben in Strebmannsdorf war nicht arm an Freuden!

Aber die Strebmannsdorfer hatten durch Gemeindebeschluß auch ihre eigenen gemeinschaftlichen Feste, an denen dann Jeder, wer nur konnte, Alt und Jung Theil nahm und die bald auch von den Bewohnern der Umgegend besucht wurden. Wer auch nur Einem dieser Feste beiwohnte, mußte sich überzeugen, daß die strengen sittlichen Grundsätze, ohne welche so wenig das Wohl eines Einzelnen, als das einer Gemeinschaft gedeihen kann, die Strebmannsdorfer zu keinen Kopfhängern gemacht hatten. Es waren nicht mehr jene athmenden Leichen, wie man sie sonst auf den Spinnschemeln und an den Webstühlen fand; nicht mehr jene entmarkten Gestalten, die weder Willen noch Geisteskraft besaßen, und die höchstens einmal zuckten, wenn sie ein Glas Fusel getrunken hatten. Sie hatten satt gegessen, ihr Körper besaß Kräfte; und Kopf und Herz war auf der rechten Stelle, wie das zuweilen die Schreiber in der Stadt gewahr wurden, welche sie ihre Schreibergewalt fühlen lassen wollten.

So lange Will Ortsvorstand und Herr von Volksleben Besitzer des Dorfes war, hat keiner die geringste Widersetzlichkeit gegen ihre Anordnungen erfahren, aber sie ordneten auch nur das an, von dessen Nothwendig-

keit und Heilsamkeit Jedermann überzeugt war, und Niemandem ließen sie ihre Stellung fühlen. Es konnte daher gar nicht fehlen, daß sie zuweilen einen seine Stellung vergessenden Beamten und Schreiber der Stadt in seine Schranken weisen mußten.

So war einst ein Bauer früh um 9 Uhr auf's Amt vorgeladen. Er war da und meldete sich. Man ließ ihn stehen, und, als um 10 Uhr noch Niemand Miene machte, ihn zu vernehmen, nahm er seinen Hut, um fortzugehen.

„Wo wollt Ihr hin?" schrie ihn ein Schreiber an.

„Ich will mir bloß in der Nachbarschaft ein Gefäß borgen."

„— Die Bauern stehen!"

„Ich denke, es wird wohl ein Unterschied sein; wir Strebmannsdorfer sitzen. Uebrigens, Herr Sekretär, ich bin um 9 Uhr bestellt und jetzt ist's 10! Unser Herr und unser Schulz lassen uns nicht so lange stehen. Ich habe eine Wirthschaft zu Hause, und ich muß die Steuern verdienen!"

Diese Sprache führte eine rasche Beförderung herbei.

Gehen wir zu unsern Festen zurück. Es gab deren einige. Jedes derselben hatte einen bestimmten Zweck und keins war bloß zum Essen und Trinken eingerichtet. Das eine war zur Erinnerung an die Umgestaltung der Gemeindeverfassung bestimmt. Es ward der frühere Zustand der Gemeinde geschildert und Denen, die es nicht wußten, mitgetheilt, durch was für Mittel und allgemeine Anstrengungen ein besserer herbeigeführt worden sei. Auf einem großen mit Bäumen umgebenen Platze versammelte man sich. In mehreren Zelten wurde gereicht, was man zur leiblichen Erquickung bedurfte. Nur Branntwein war nicht zu haben. Nachdem die Theilnehmenden auf den wichtigen Zweck hingewiesen und ermuntert worden waren, jeder nach seinen Kräften und Verhältnissen mitzuwirken,

daß es immer besser werde, und daß ein solches Elend, wie es früher gewesen, nie wiederkehre, überließ man sich der Freude. An einem Platze turnte die männliche Jugend, an einem andern spielte die weibliche. Dazwischen wurden Volkslieder gesungen. Es war ein Tag der Freude, der nie zum Gelag wurde, denn man wußte zu rechter Zeit aufzuhören. Unter Gesang und Musik zog man durchs Dorf und Jeder ging gestärkt in sein Haus.

So feierte man im Herbst ein Ernte- und Obstfest. Und für die Schuljugend hatte Herr Volkmann nach genommener Rücksprache mit dem Schul- und Gemeindevorstande ein eigenes Kinderfest eingerichtet, an dem übrigens ebenfalls alle Erwachsenen, die es nur einrichten konnten, Theil nahmen. An einem schönen Tage zog er mit den Kindern, welche sich mit Blumen geschmückt hatten, auf den Festplatz. Wo der Zug vorbei ging, schlossen sich die Erwachsenen an. Heitere Kinderlieder belebten den Zug. Der Festplatz war wohl eingerichtet, mit Spielplätzen für Knaben und Mädchen versehen. Auf einem erhabenen Punkte war ein Sprecherplatz, den zuerst Herr Volkmann bestieg. Die Kinder scharten sich um ihn, und um sie ihre Aeltern und alle andern Jugendfreunde.

„Heut ist ein Tag der Freude," sprach er. „Genießt ihn! Aber vergeßt nie, daß ihr die Strebmannsdorfer Jugend seid. Knaben, werdet so wacker, wie Eure Väter! Mädchen, ahmt den Fleiß und die Tugend Eurer Mütter nach! Ihr Alle bau't auf dem Grunde, den Eure braven Aeltern gelegt haben, fort. Groß und reich ist die Erde. Die strebende Kraft findet überall Boden zur Thätigkeit; aber wer da wartet, bis ihm ein goldner Regen in den Schoß fällt, der stirbt eher vor Hunger, als vor Ueberfluß!"

„Und Ihr, geehrte Eltern und Jugendfreunde, Euch hab ich heut die Jugend, welche Ihr mir übergeben habt, herausgeführt — die zukünftige Gemeinde. Sie wird so sein, wie wir sie ziehen. Ich sage wir, denn ich bin

ohnmächtig ohne Euch. Wenn Ihr mich nicht durch Euer Mitwirken, durch Euer Beispiel unterstützt, dann ist mein Thun erfolglos. Ihr habt mich unterstützt; und was mir von meinem Wirken gelungen, es ist großentheils Euer Werk. Helft mir auch ferner unsere Jugend zu wackeren Menschen heranbilden. Denn das Lesen und Schreiben allein — fürwahr es macht uns nicht glücklich, nicht wohlhabend, es bessert unsere Zustände nicht. Es kommt auf den guten Charakter an."

So sprach Herr Volkmann. Dann traten wohl einzelne Knaben auf, um sich zu versuchen, öffentlich zu reden. Sie hielten theils eine kleine Ansprache, oder trugen passende Gedichte vor. Dann folgten allerhand Spiele, Wettläufe, Kletterübungen, Gesangproben und dgl.

Manche dieser Einrichtungen fanden anfänglich allerdings Widerspruch bei einer Partei, oder erregten wenigstens Kopfschütteln. Als das erste Gemeindefest gefeiert wurde, gingen Altmann und Krebs mit ihrem Anhange auf die entgegengesetzte Seite des Dorfes in die Nähe eines noch nicht ausgetrockneten Sumpfes, dessen Frösche ihre Unterhaltungen angemessen begleiteten. Sie fühlten ihre Ohnmacht. Denn, wo Ernst Will einzieht, da ist's mit Hans Krebs zu Ende.

Als man es auf dem Festplatz erfuhr, daß die Krebsianer beim Unkenpfuhl wären, entstand ein großes Gelächter unter den Strebmannsdorfern. Nachdem die Lachmuskeln wieder in Ruhe waren und die Witze, welche über dergleichen Sachen schnell und in großer Menge und Mannichfaltigkeit bereit lagen, sich erschöpft hatten, nahm der alte Gerade das Wort.

„Nun," sprach er, „wenn Ihr mit dem Lachen über die Krebsianer am Unkenpfuhl zu Ende seid, so wollen wir doch die Sache einmal von einer andern Seite ansehen. Es ist nämlich noch nicht gar so lange her, daß wir Alle Krebsianer waren; und beinahe ganz Streb-

mannsdorf, was man sonst wohl auch Klagenheim nannte, war ein Unkenpfuhl. Daß es jetzt anders ist, haben wir namentlich Einem Manne zu danken, der, unterstützt von gleichgesinnten, edeln Männern und Frauen, uns aufgerüttelt hat. Wenn Ihr Alle so denkt, wie ich, so sorgen wir dafür, daß für die Gemeinde Strebmannsdorf ein Ehrenbuch angelegt werde, in das, auf Antrag der Gemeinde, die Namen derjenigen Männer und Frauen, die sich um die Gemeinde verdient gemacht haben, eingeschrieben werden."

Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen.

„Ich will noch mehr," fügte Scharf hinzu. „Man soll eine Ortsgeschichte anlegen, und ihr Wirken darin erzählen. Man schreibt ja die Leute auf, welche Andere todtschießen, warum sollten wir nicht auch die Namen Derer unsern Nachkommen überliefern, die sich um unser gemeinschaftliches Wohl so große Verdienste erworben haben."

„Ja, eine Geschichte von Strebmannsdorf! Und der Herr und die Frau von Volksleben, und der Herr und die Frau Will sollen hinein kommen. Und der Herr Volkmann!" riefen Andere.

Man thue nur das Gute, endlich wird es Anerkennung finden! Und wenn es keine fände, sollte es deßhalb ungethan bleiben?

Wir haben nun den geneigten Lesern das Leben Wills und sein Wirken erzählt. Freilich war er kein großer Gärtner geworden, aber er hatte ein ganzes Dorf umgewandelt. Und dies Dorf liebte ihn. — Wie er seine Thätigkeit in Strebmannsdorf begonnen, so setzte er sie bis in sein spätes Alter fort. Glücklich war er im eignen Familienkreise, wie im Umgange mit der Familie des Herrn von Volksleben und Herrn Volkmann, die ihn achteten und liebten, und mit denen er fast täglich zu=

sammen kam und das Wohl der Gemeinde besprach. Wie seine Wirthschaft als ein Muster für die Gemeinde galt, so war es sein Leben. Als die Gemeindeglieder klagten, da sie seinen nahen Tod befürchteten, und er es vernahm, sagte er: „Klaget nicht! Jetzt kann Ein Ernst Will schon abtreten, Ihr habt deren nun viel." Dennoch aber war sein Todestag ein Tag allgemeiner Trauer.

Vielleicht denken die Leser zum Schluß: Ach hätte nur jede Gemeinde einen Ernst Will! Du, der Du so denkst, gehe hin und werde einer! —

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

I n h a l t.

		Seite
1. Kapitel.	Ernst Will's Geburt	1
2. Kapitel.	Ernst Will's erste Erziehung	7
3. Kapitel.	Ernst Will's Schuljahre	14
4. Kapitel.	Wie Ernst Will das älterliche Haus verläßt .	24
5. Kapitel.	Ernst's Leben in B.	38
6. Kapitel.	Wie sich Ernst Will für seinen Beruf bildet .	50
7. Kapitel.	Ernst Will auf Reisen	58
8. Kapitel.	Ernst's Heimkehr ins Vaterdorf und wie er sich dort ansässig macht	78
9. Kapitel.	Wie Ernst Will seine Wirthschaft und sein Schulzenamt beginnt	83
10. Kapitel.	Wie Will eine angenehme Bekanntschaft macht .	94
11. Kapitel.	Was in der Gemeinde Strebmannsdorf zur Beseitigung des großen Nothstandes geschieht .	101
12. Kapitel.	Wie in Strebmannsdorf ein neuer Lehrer gewählt wird	111
13. Kapitel.	Was der landwirthschaftliche Verein in der Gemeindeversammlung berichtet und was sonst darin zur Sprache kam	124
14. Kapitel.	Was in Strebmannsdorf zur Bildung der Jugend geschieht	135

		Seite
15. Kapitel.	Wie in Strebmannsdorf Bienenzucht und Seidenbau eingeführt wird	145
16. Kapitel.	Was in Strebmannsdorf für Armenpflege geschieht	156
17. Kapitel.	Wie die Strebmannsdorfer sich freuen, ohne an den Bettelstab zu kommen *)	160

*) Daß „Ernst Will" vor der Revolution 1848 geschrieben ist, wird man wohl wahrnehmen; aber es erscheint doch nothwendig, dies noch ausdrücklich zu bemerken, damit auch die Kritik darauf Rücksicht nehme.

Im Verlage von **M. Simion in Berlin** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wanderungen durch die grüne Natur.

Eine Naturgeschichte für Kinder.

Von

Dr. Karl Müller.

Mit vielen eingedruckten Abbildungen. — Preis, geheftet: 25 Sgr. — In elegantem Einband: 1 Thlr. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

An Naturgeschichten für die Jugend leidet die deutsche Literatur keinen Mangel. Trotzdem wird oft geklagt, daß es an der rechten Naturgeschichte für Kinder fehle. Aus den vorhandenen Büchern kann das Kind allerdings Einzelnes, ja Vieles kennen lernen, nie aber eine tiefere Einsicht in den großartigen Zusammenhang der ganzen Natur gewinnen. Dies zu geben, ist nicht leicht; es wird nur dem Naturforscher selbst möglich werden, in welchem die Idee dieses ganzen Zusammenhanges zu Fleisch und Blut umgewandelt ist; während fast unsere sämmtlichen, für die Jugend bestimmten Naturgeschichten von Kompilatoren zusammengetragen sind. Der Verfasser dieses Buches ist ein rühmlichst bekannter, bewährter Forscher in seinem Fache, der mit voller Liebe den Reichthum seines Wissens dem Laien, und hier zunächst der Jugend, darbietet. Damit ist indeß nicht Alles erfüllt, was man von einer Jugendschrift zu verlangen hat; eine solche muß, soll sie ihren Zweck nicht verfehlen, — so klar, so einfach, so natürlich, mit einem Worte, so kindlich-lieblich gehalten sein, daß sie damit zugleich das innerste Wesen des strebenden Kindes trifft, weckt und zur Entwickelung bringt. Ob dies dem Verfasser gelungen, möge jedes beliebige Kapitel des Buches entscheiden.

Endlich ist die ganze Anlage des Buches eine ächt pädagogische. Der Verfasser fängt mit dem Pflanzenreich an, weil dieses das Lieblichste, die Blumenwelt, enthält, die uns zunächst liegt und uns am meisten fesselt. Hierdurch sollte der in jedem Kinde schlummernde Sinn für die Natur geweckt werden, und der Verfasser hat diese Aufgabe auf die lieblichste Weise, so erzählend! so unterhaltend! so aufmunternd! erfüllt, wie es nur einem ächten Kinderfreunde gelingen konnte. Dann erst, nachdem durch das lieblichste Naturreich der frische, lebendige Sinn der Kinder für die Natur geweckt ist, zieht das Buch sie weiter, zunächst zum Thierreich. Hier wird nur fortgeführt, was in der Pflanzenwelt begonnen wurde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im zweiten Buche geht der Verfasser zu der Erde über, um auch in diesem neuen Reiche der Natur zu zeigen, wie nirgends ein Tod oder gar ein Stillstand sei, wie Alles sich zu einem schöneren Sein entwickele. Hierauf folgt im dritten Buche ein Blick in die Sternenwelt, um auch hier den großartigen Zusammenhang aller Naturgesetze nachzuweisen. Als Schlußstein folgt eine Gesammt-Uebersicht, in welcher der Mensch selbst in seinem Zusammenhange mit allen Naturgesetzen betrachtet wird, die vorher behandelt worden, worin gezeigt wird, wie der Mensch als göttliches, denkendes, fühlendes Geschöpf zur Natur gestellt sei. Das leitet den Gedanken unmittelbar zur schöpferischen Allmacht zurück. Ueberall wird das kindliche Gemüth auf die mannigfaltigste Weise auf sein eigenes Inneres zurückgewiesen, und dadurch steht über dem Ganzen die große sittliche Aufgabe, die Erkenntniß der Natur zu einer unerschöpflichen Quelle der wahren Bildung des Geistes und des Herzens zu machen. Dieser Gedanke zieht sich als leitender Faden durch die ganze Schrift und sucht überall dem kindlichen Geiste die Liebe zum Lernen und zum Verstehen, zum Selbstdenken und Selbstbeobachten, die Liebe zur Treue und Gesetzlichkeit, zum Frieden und zur Religiosität durch richtige Naturerkenntniß einzuflößen.

Der Verfasser lös't mit diesem Buche die große Aufgabe, die Naturwissenschaft zu demjenigen Lehrzweige zu erheben, der auf das Vollkommenste als Bildungsmittel für das Erwecken und Bilden des allgemein Menschlichen zu dienen vermag.

Der Verleger hat durch gute Ausstattung und durch Billigkeit das Seinige beizutragen gesucht, um die größeste Verbreitung dieses Buches zu erleichtern. Er hofft um so mehr diesen Zweck zu erreichen, als die bedeutendsten Naturforscher — wir nennen nur den gefeierten **Alexander von Humboldt** — ebenso wie die bewährtesten Pädagogen — wir nennen **Gustav Nieritz** — dem Buche die schmeichelhafteste Anerkennung gezollt haben.

Vöglein Roth und Vöglein Blau.

Dramatisches Märchen für große und kleine Kinder.

Von der Verfasserin der Häschen- und Kätzchen-Geschichte.

Mit vier Zeichnungen

von

Th. Hosemann.

Preis 10 Sgr. Elegant gebunden 12½ Sgr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Allgemeine Deutsche Volks-Bibliothek.

Vierter Jahrgang.

Erster Band.

Die Fürstenschule.

Eine Erzählung für Jedermann,

von

Gustav Nieritz.

I.

Berlin.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

1850.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wander, Karl Friedrich Wilhelm,

Allgemeine deutsche Volks-Bibliothek

Bd.: 3,6

Berlin 1849

P.o.germ. 1527 sp-3,4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122003-0